

vielleicht angebracht
für Hausgewerbe
mal die Arbeitsver
mit der Entschieden
peeres- und Marine
weil heute den Ar
beitersauschüsse ber
ung der Lohn- und
Als vor etwa zwei
enaltungen von Kiel
zu ammentreten
Bundestrat zu ver
toren, wenn ich recht
gen dies unterjagt
ärrlicher Geist in der
h vorherrscht, ist es
r Einbeziehung der
dieser militärischen

Entschiedenheit, daß
Koalitionsrecht bei
die Arbeitskammern
iter, die schon heute
ind, die fort- und
die Arbeiter im
mmungen des Ar
gefaßt, Aufgabe der
reissen.

Die Entscheidung der
übertragen dürfen.
genommen werden.
nämlich, daß
famerger eingerichtet

stehen, was gestern
säblichkeit der Ge
er Personen gefagt
sehr dankbar ge
dem der Gewerbe
den den Gewer
weiter zur Rech
in verschiedenen
griffen hatten als
vor gewählt waren,
nicht zurückgewie
s Gewerbegerichts
schon ein Gele
in den Wahlbar
Grund der Mi
hinwirken können.
in den übrigen
was die große
leicht höheren Orts
ragt werden, zur
eigen. Jedenfalls
ren, daß die Ge
Personen in die
überhaupt einen
haben so n. Das
wie der Herr Abg.

Herr Kollege Bött
oller mit uns das
tersgrenze erio gl
richtig verstanden
alsu sehr dem
sei, ob man nicht
le. (Zuruf links.)
sch! — Ich habe
n. Jedenfalls hat
gemacht. Er hat
allege, gesprochen,
gegen die Verab
bin der Auf
Arbeiterinnen ein
und für die Ar
daß wir deshalb
renge, wie sie der
gl bei den Soz.
ammenhang über
age, so weis ich
soll; da ist von

ung der bureau
sie im Gele
ind, daß sich auf
er eine drartige
n lassen werden.
ion, dem Gele
h sein wird, für
ung zu schaffen;
Gelebe verlagen,
eilververtretungen
d abschließend
nter Weisfall bei

Der Kampf um ein besseres Wahlrecht in Preußen muß also ein Kampf gegen das Junkertum sein. Wer aber soll diesen Kampf führen? Etwa die Heiden vom Bloßkreuz? Nun, wir haben es ja schon oft ausgesprochen: Es ist den Freisinnigen mit ihrem „Kampf“ um das allgemeine gleiche, geheime und direkte Wahlrecht nicht allein ernst. Darum laßt sich allein ihr Verhalten am 18. Januar vorigen Jahres schließen. Haben sie auf die Worte Bülow's, die ja fast wie Hohn klangen, entrüstet geantwortet? Haben sie der Regierung den Krieg angelegt bis aufs Messer? Ach nein. Ein paar salbe Medensarten der Herren Bismarck und Bülow mußte sich der Herr Reichstagspräsident anhehren. Nur der alte Trapp fand noch ein paar frische Worte der Entrüstung. Sonst haben wir von einem Kampf der Freisinnigen für ihre Wahlrechtsforderungen nichts gemerkt. Sie haben sich trotz des erhaltenen Vortrags weiter als Objekte für den Blodgimpfang des Fürsten Bülow hergegeben. Dann kamen die preussischen Landtagswahlen. Da galt's die Probe aufs Exempel. Nun wäre es Sache der Freisinnigen gewesen, alles aufzubieten, um eine große Volksbewegung zu entfachen. Sie hätten den Wahlkampf mit dem Schlachtruf „Auf zum Kampf gegen die Junker für das allgemeine gleiche, geheime und direkte Wahlrecht!“ führen müssen. Aber was haben sie statt dessen in Wirklichkeit getan? Gehandelt und geschachert haben sie um ein paar Mandate. Haben sie auf die systematische Unterdrückung der Wahlfreiheit hingewiesen, die sich der Staat

gegenüber seinen Beamten erlaubt, der sich die junkerlichen Kreunde der öffentlichen Wahl gegenüber ihren Arbeitern schuldig machen? Nein, sie haben sich bingestellt und haben über den „Terrorismus“ der Sozialdemokratie gegreint, der, wenn überhaupt von Terrorismus die Rede sein kann, doch nur ausgenutzt wurde, um die öffentliche Wahl zu befechtigen. Die freisinnigen Herren sind auch nicht mit der einzigen Partei, auf die sie sich in der Wahlrechtsfrage verlassen konnten, mit der Sozialdemokratie, Hand in Hand gegangen. Sie, die angeblichen „Kämpfer“ für ein freies Wahlrecht, haben sich vielmehr nicht geteilt, mit den Junkern Wahlbündnisse eingegangen gegen die Sozialdemokratie.

Wie wenig ernst es den Freisinnigen mit ihren Wahlrechtsforderungen ist, zeigen auch die Vorgänge in Rixdorf, wo ein paar Freisinnige daran geholt haben, ein an sich schon elendes Wahlrecht noch mehr zu verächtlichen. Nachher freilich haben sich offiziell freisinnige Kreise zu ein paar lahmen Protesten aufgeschlossen; aber das „erit, als es sich zeigte, daß die Wahlrechtsverfechtung eine große Entrüstung bei den Volksmassen, und zwar auch bei den Sozialdemokraten, hervorgerufen hatte. Hier steht man auch wieder, daß die Forderung nach dem allgemeinen gleichen, geheimen und direkten Wahlrecht nur eine Forderung mit dem Junkertum verhandelt ist. Wie wäre es denn sonst möglich, daß in einer so wichtigen Frage Leute, die mit der Ausübung eines Mandats betraut sind, gegen das Parteiprogramm verstoßen? Es ist ja nicht das erste Mal, daß freisinnige Stadtverordnete zu Wahlrechtsverfechtungen in den Gemeinden die Hand reichen. Und Eugen Richter hat einmal ganz ungeniert erklärt, die Forderung nach dem allgemeinen gleichen, direkten und geheimen Wahlrecht gelte für die Städte nicht. Wer aber gerade dort von diesem Wahlrecht nichts wissen will, wo es auch heute schon dem Proletariat das Recht in die Hand geben würde, dem sind seine Wahlrechtsforderungen nicht derjenige, sondern nur ein politisches Ausbausekret, um Dumme zu fangen. Die Freisinnigen haben in vielen Gemeinden die Herrschaft, und von der wollen sie eben nichts abgeben. Im preussischen Landtag radikale Wahlrechtsanträge zu stellen, ist kein Staatsstudium. Es steht ja von vornherein fest, daß diese abgelehnt werden.

Daß die Freisinnigen nicht bereit sind, einen energischen Kampf gegen die Junker zu führen, geht ja auch schon daraus hervor, daß sie auf die Bloßkreuzer eingingen und dabei sich alles mögliche bieten ließen, ohne irgend etwas anderes dafür einzutauschen als die zweifelhafte Ehre, sich Regierungspartei nennen zu dürfen. Wie wenig Aussicht sie haben, bei dem Junkertum durch Lebenswiderstand und Entgegenkommen etwas zu erreichen, das zeigte ja recht der Fall Schöding. Nun ist ja der Regierungspräsident von Schleswig auf dem Staatsdienst erschienen, und es wird behauptet, er hätte auf seine Regierungspräsidentenherlichkeit verzichten müssen, weil Bülow von seinem Vorgehen gegen Schöding nicht sonderlich erbaud war. Aber wenn das wahr ist, so würde dies die Sache für die Freisinnigen doch nur verschlimmern. Sie würden daraus ersehen, daß nicht einmal der preussische Ministerpräsident in der Lage ist, die Junker, die fast alle höheren Verwaltungsämter in Preußen in Besitz haben, zu verdrängen. Preußen nach ihrem Geismut zu regieren, und es zu ihren obersten Grundgesetzen einmütig gehört, einen jeden Beamten schleunigst zum Teufel zu jagen, der es wagt, gegen den Stachel der junkerlichen Herrschaft zu lösen. Aber das alles vermag die Freisinnigen nicht auszurufen. Sie sind nun einmal nicht zum Kampfe geschaffen. Keine Macht der Welt kann daran etwas ändern.

Wie wir schon wiederholt angedeutet haben, erklärt sich die politische Haltung der freisinnigen Parteien aus der Klaffenangehörigkeit ihrer Anhänger, die meist dem Bürgertum zuzählen sind. Das Bürgertum hat wohl früher einmal einen Kampf gegen die Feudalität geführt. Davon ist es aber schon lange zurückgekommen. Jetzt ist man froh, daß man die Junker hat. Die gehen doch so froh drauß im Kampf gegen die Sozialdemokratie. Dazu kommt, daß Junkertum und Großbürgertum immer mehr miteinander verdingeln. A. gebörte alter Adelsgeblühter, deren Vorfahren mit Verachtung auf die Krämer herabgesehen haben, genießen sich heutzutage gar nicht mehr, an der Börse Geschäfte zu machen, in Terrassen zu spekulieren, sich an Gründungen zu beteiligen. Karz und gut, sie geben in geschäftlicher Betriebsamkeit auch dem abgefeimtesten Vorjensei nichts nach. Man denke nur an Leute, wie die Fürsten Hohenlohe, Fürstenberg und Donnersmarck. Und so ein adeliger Herr geniert sich auch oft durdaus nicht, sein Wappenschild durch eine Heirat mit einem reichen Kaufmannssohnlein zu vergolden, selbst wenn dieses dem sonst so viel geschätzten Stamme Israels angehört. Umgekehrt erwirbt ein reicher Kaufmann oder Fabrikant, wenn's dazu reicht, gern ein Rittergut, damit er sich Rittergutsbesitzer nennen kann. Es kommt ja auch jetzt öfter vor, daß bürgerliche Großkaufleute oder Großindustrielle auch äußerlich den Junkern gleichgestellt werden, indem sie in den Adelsstand „erhöhen“ werden. Das ist nur ein Symptom des Verschmelzungsprozesses zwischen Junkertum und Großbürgertum. Der sogenannte Mittelstand, die kleinen Kaufleute und Handwerker, laufen ja erit recht den Junkern nach, weil die ihnen allerhand realtären Vorteile vormachen, indem sie z. B. für Warenhaussteuer und Befähigungsnachweis eintreten, und ihnen Hilfe aus der Not versprechen, in welche sie durch die kapitalistische Entwicklung geraten sind. Die Reize ihrer junkerlichen Kreunde nützen zwar den Mittelständlern nichts, aber das sehen ja die brauen Leute nicht ein. Und nun das Heer der sogenannten Intellektuellen, der Beamten, der Ärzte, der Rechtsanwölte und Künstler, der höheren Angestellten, von denen ist ein großer Teil, besonders auch die Staatsbeamten, von den Junkern oder den Großindustriellen abhängig. Andere vertreten einfach die Anschauungen der Klasse, aus der sie stammen. Und das ist das Junkertum oder die Großbourgeoisie. Findet man doch gerade unter den Führern der verschiedenen bürgerlichen Parteien sehr viele Angehörige der sogenannten freien Berufe oder höhere Beamte. Was nun noch übrig bleibt, das ist ein kleines Häuflein, das für den Kampf gegen das Junkertum gar nicht in Betracht kommt. Die wiederholten Versuche, den freibeitlich genannten Teil des Bürgertums zu einer neuen Partei zusammenzufassen, sind ja immer wieder daran gescheitert, daß die Leute, die den Kampf gegen das Junkertum energisch führen wollen, im Bürgertum viel zu dünn gesät sind. Deshalb dürfte auch die eifrige Tätigkeit, welche die neuerdings gegründete Demokratische Vereinigung entfaltet, kaum von Erfolg gekrönt sein. Vom Bürgertum ist also im Kampf gegen das Junkertum nichts zu erwarten.

Der Kampf gegen das Junkertum muß also allein vom Proletariat geführt werden, als ein Teil des großen Kampfes, den dieses gegen die heutige Gesellschaftsordnung führt. Dabei werden wir auch ein freies und gleiches Wahlrecht in Preußen erit bekommen, wenn das Proletariat den Sieg errungen haben wird. Bis dahin wird entweder das Dreiklassenwahlrecht bestehen bleiben, oder wir bekommen höchstens einen sehr realtären Wechselbalg, wie der ist, mit dem jetzt das sächsische Volk bezaubert werden soll. Was ist aber die vornehmste Aufgabe des Proletariats in diesem Kampfe? Nun, wir haben die Frage ja schon oft beantwortet: Das ist die Organisation. Wir können deshalb nur wiederholen, was wir schon vor einem Jahr unter Feiern zugerufen haben: Seid unermüdblich tätig für die wirtschaftliche und politische Organisation, das ist das einzige, was ihr tun könnt, um möglichst bald die Dreiklassenherrschaft von Preußen zu nehmen.

Wagen, siehe das Tier hinter mir her und stecke auch die Wärrer mit meiner Gile an und ehe noch der Zug den Wagen erreichte, war das Rhinoceros programmäßig festgebunden. Welch ein immenses Glück dies war, zeigte sich auf der Stelle. Der Lokomotivführer, der die fluchtartige Schluchsbahn des Transports beobachtet hatte, leistete sich in diesem Augenblick den dummen Scherz, die Dampfpeise schrill und langsam ertönen zu lassen. Schreck und Angst verließen das Tier soogleich in eine furchtbare Aufregung, es begann zu pulsen und zu schauern, und kaum schnell genug, aber im richtigen Augenblick, konnte ich die Bestie mit den Reißzähnen auch an dem noch freien Vorderfuß fesseln. Die Arbeit, die ich hier zu leisten hatte, war lebensgefährlich, denn die Aufregung des Tieres steigerte sich infolge des fortwährenden Pfeifens und des Lärmes um Rai zu einer Art Bersterei, die nach einem Ausbruch suchte. Der nächste Gegenstand war der Aufschub, der vorn oberhalb des Wagens ziemlich hoch angebracht war. Mit dem Kopfe unter diesen Kopf stoben, war das Wert einer Sekunde. Und lo gewaltig war der Stoß, daß der ganze Aufschub aus seinem Gestell herausflog, sich in der Luft drehte und trachend zu Boden fiel. Glücklicherweise fiel er nicht zwischen die Wärrer — ein unabsehbares Unglück wäre sonst die Folge gewesen. Das wütende Rhinoceros verlor die Vorderwand des Wagens zu durchbrechen, aber nun war auch ich wieder zur Stelle, ich wand mich auf die Wagentische, ergriff ein dickes Tauende und begann, dem Tiere nach Reißzähnen zwischen die Ohren zu drücken. Es mußte fühlen, daß eine Kraft da war, die vor der seinigen nicht die Macht ergriff. Schließlich wurden wir beide müde, ich und mein ungeschändlicher Freund, das Rhinoceros. Langsam kam es zur Besinnung und beruhigte sich. Wir konnten endlich losfahren, doch fand uns noch das schwere Geschick des Auslastens bevor. Die Stallung lag hart an der Straße, so daß wir den Wagen rückwärts bis an die Tür schieben konnten. Das Tier mußte nun auf einer ansehnlichen Rucke rückwärts gehen, was viele Tiere nicht gern tun. Auch hier konnte schließlich nur Gewalt helfen. Stricke wurden um jedes Hinterbein gelegt und durch einen in der Stallmauer angedachten Ring gezogen, auch die Stricke des Halses und der Vorderbeine wurden durch Ringe gefesselt, so daß wir das Rhinoceros so ziemlich in der Gewalt hatten. Als es aber den Wagen verlassen sollte, bekam es auf einmal einen Anfall, der noch durch den Tumult der Menge, die sich angesammelt hatte, geschürt wurde. Es blieb nach rechts und links in die Seitenwände des Wagens und wollte nicht von der Stelle. Ich mußte es erst von vorn mit einem Stoß bearbeiten, war dabei zwar wunden, Angriffen ausgesetzt, brachte das Tier aber endlich in den Stall. Von dieser Art der Verführung hatte ich genug, und bestellte mir für die Weiterreise nach Hamburg einen großen fertigen Kasten. Das Abenteuer kam aut aus, wäre mir das Tier aber in dem kritischen Moment am Rai entlaufen und hätte ich es nicht in dem letzten Augenblick bei dem Herannahen der Lokomotive im Wagen be-

den Umgang mit wilden Tieren gibt es keine bestimmten Vorschriften. In einer Straße kann man sich nicht mit ihnen verdingeln, man muß andere Mittel erfinden, um sie zu dem zu bewegen, was man von ihnen verlangt. Es gibt auch keine bestimmten Transportmittel, von denen man jagen könnte, dieses ist für eine Giraffe und dieses ist für ein Nilpferd am geeignetsten. Das eine Tier ist zahm und das andere ungeschwändig; während man ein Exemplar derselben Familie gemächlich an der Hand führen kann, muß man das andere fesseln und mit Wagen befördern. Alles kommt auf die Umstände an und wird zu einer Frage des praktischen Verstandes. Der Umgang mit ungeschwändigen Tieren erfordert vor allem Geistesgegenwart; denn alle diese Geschöpfe werden ja nicht von Ueberlegung, sondern Impulsen geleitet, und jeder Augenblick kann eine Ueberraschung bringen. Der ungewöhnliche Umstand, von Menschen ganz unbeachtet, kann ein Tier erdresen und beisslose Verwirrung im Gefolge haben. Auch die Art, in solchen Momenten einzugreifen und ihnen oder wütend gewordene Bestien zu beruhigen, ist Sache des Augenblicks. Kurz, aller Verkehr mit den Tieren beruht auf Gelehen, die unbestimmt sind und von der Notwendigkeit diktiert werden.

Will man z. B. jagen wir, ein Rhinoceros veranlassen, vom Schiff über die Gangplanke auf den Rai zu spazieren, so genügt es nicht, einfach zu sagen: „Ach, mein verehrtes Rhinoceros, haben Sie die Güte eben mal heraus zu kommen.“ Diese Sprache versteht das Rhinoceros nicht, auch gegen noch größere Liebenswürdigkeit ist es als Dichtäuter unempfindlich. Würde man indessen dem Tiere einen Strid um den Hals legen und daran ziehen, während ein anderer von hinten mit einem Knüttel nachhilft, so würde es diese Sprache eben so wenig verstehen. Es ist nicht Dichtäuter genug, um sich mit Grobheiten regalisieren zu lassen, und würde den Mann mit dem Strid wahrcheinlich über den Haufen rennen. Und doch hat auch diese Bestie einen schwachen Punkt in ihrem Organismus: den Magen. Mit seiner Hilfe kann man sich einer internationalen und kosmopolitischen Sprache bedienen, die auch die Tiere verstehen. Wenn man dem Rhinoceros einen Sand voll Futter vor das Maul hält, dann kann man sich alle anderen Höflichkeit schenken.

Diese Weisheit konnte ich schon sehr frühzeitig, und ihre Befolgung hat mich einmal ein verächtliches Abenteuer mit einem Rhinoceros erleben lassen. Es trat damals einer jener Augenblicke ein, wo jedes Verständnismittel versagt und nur die Gewalt, das letzte Mittel im Verkehr mit der Tierwelt, helfen kann. Das Abenteuer spielte im Jahre 1871, zu einer Zeit, als ich keine so große Erfahrung in der Beherrschung von Rhinocerosen auf Reien besaß. William Somrags war mit verschiedenen Elefanten und Rhinocerosen, sowie einer Anzahl anderer, für mich bestimmter Tiere aus Indien in London eingetroffen. Für Abnahme fand ich mich selbst in der englischen Hauptstadt ein. Unter den Tieren befand sich ein großes, sieben bis acht Jahre altes und fast ausgemachtes weibliches Rhinoceros, das in einem riesigen, auf dem Verdeck aufgebauten Käfig untergebracht war. Da dieser Käfig natürlich nicht transportabel war, mußte das Tier auf irgend eine Weise vom Schiff zu dem Wagen befördert werden, oder es in den für die Tiere bestimmten Stall bringen sollte. An dem ziemlich niedrigen Wagen war eine Brücke angebaud und diese mit Stroh bedekt. Die zu überwältnende Schwierigkeit steckte in dem ziemlich langen Weg zwischen Schiff und Wagen, die langen Schuppen der Ost-Indien Docks mußten auf eine Entfernung von 500 Metern durchschritten werden. Somrags schlug vor, das Tier, das sehr ruhig sei, einfach diesen ganzen Weg gewissermaßen an der Hand zu führen, und ich gina schließlich darauf ein, ohne die unangeheuren Gefahren dieser Transportmethode zu recht ins Auge zu fassen. Man stelle sich vor, daß ein ausgewachsenes Rhinoceros wütend wird und in den von Tausenden belebten Docks entläuft. Ich konnte mich aber noch vor dem Ausbruch überzeugen, daß es sich in der Tat um ein außerordentlich ruhiges Tier handelte. Die Vorbereitungen waren bald getroffen. Unter Rhinoceros erhielt ein starkes Tau um den Hals und außerdem ein langes um einen der Vorderfüße. Als Reierbe wurde eine Anzahl weiterer Stride mitgenommen. Und nun ging's los. Der schon gefesselte Rhinoceros, internationalen Höflichkeit vermochte auch dieses Rhinoceros nicht zu widerstehen. Somrags führte das Tier langsam aus der Hand und bewegte sich langsam rückwärts das Rhinoceros folgte, und gina ruhig über die Planke bis zum Rai hinunter. Das lange Galttau gab ich sechs Wärrern und instruierte sie, es sofort bei der Ankunft am Waagen am Vorderfuß durch die Ratten der Seitenwände zu ziehen und an der Achse zu befestigen, damit das Tier auf dem Waagen festgehalten würde. Das am Vorderfuß befestigte Tau nahm ich selbst in die Hand und ging frid vorwärt. Die langen Docks, beleuchtet von einer nicht geringen Anzahl Lampen, das Rhinoceros folgte ohne Widerstreben, und die ganze Gedächtnis schien Kinderpiel zu sein, nicht wert, sich ihretwegen zu beunruhigen.

Schon fand wir dicht bei unserm Wagen angelangt, da bemerkte ich, daß eine Lokomotive mit einem Güterzug heranah, und heiß durchdrang mich die Furcht, das Tier möge noch im letzten Augenblick vor dem dampfpehenden Ungeheuer scheuen und durchbrechen. Mit einer Schnelligkeit, wie man sie nur im Augenblick der Gefahr entwickeln kann, sprang ich auf den

Wagen, siehe das Tier hinter mir her und stecke auch die Wärrer mit meiner Gile an und ehe noch der Zug den Wagen erreichte, war das Rhinoceros programmäßig festgebunden. Welch ein immenses Glück dies war, zeigte sich auf der Stelle. Der Lokomotivführer, der die fluchtartige Schluchsbahn des Transports beobachtet hatte, leistete sich in diesem Augenblick den dummen Scherz, die Dampfpeise schrill und langsam ertönen zu lassen. Schreck und Angst verließen das Tier soogleich in eine furchtbare Aufregung, es begann zu pulsen und zu schauern, und kaum schnell genug, aber im richtigen Augenblick, konnte ich die Bestie mit den Reißzähnen auch an dem noch freien Vorderfuß fesseln. Die Arbeit, die ich hier zu leisten hatte, war lebensgefährlich, denn die Aufregung des Tieres steigerte sich infolge des fortwährenden Pfeifens und des Lärmes um Rai zu einer Art Bersterei, die nach einem Ausbruch suchte. Der nächste Gegenstand war der Aufschub, der vorn oberhalb des Wagens ziemlich hoch angebracht war. Mit dem Kopfe unter diesen Kopf stoben, war das Wert einer Sekunde. Und lo gewaltig war der Stoß, daß der ganze Aufschub aus seinem Gestell herausflog, sich in der Luft drehte und trachend zu Boden fiel. Glücklicherweise fiel er nicht zwischen die Wärrer — ein unabsehbares Unglück wäre sonst die Folge gewesen. Das wütende Rhinoceros verlor die Vorderwand des Wagens zu durchbrechen, aber nun war auch ich wieder zur Stelle, ich wand mich auf die Wagentische, ergriff ein dickes Tauende und begann, dem Tiere nach Reißzähnen zwischen die Ohren zu drücken. Es mußte fühlen, daß eine Kraft da war, die vor der seinigen nicht die Macht ergriff. Schließlich wurden wir beide müde, ich und mein ungeschändlicher Freund, das Rhinoceros. Langsam kam es zur Besinnung und beruhigte sich. Wir konnten endlich losfahren, doch fand uns noch das schwere Geschick des Auslastens bevor. Die Stallung lag hart an der Straße, so daß wir den Wagen rückwärts bis an die Tür schieben konnten. Das Tier mußte nun auf einer ansehnlichen Rucke rückwärts gehen, was viele Tiere nicht gern tun. Auch hier konnte schließlich nur Gewalt helfen. Stricke wurden um jedes Hinterbein gelegt und durch einen in der Stallmauer angedachten Ring gezogen, auch die Stricke des Halses und der Vorderbeine wurden durch Ringe gefesselt, so daß wir das Rhinoceros so ziemlich in der Gewalt hatten. Als es aber den Wagen verlassen sollte, bekam es auf einmal einen Anfall, der noch durch den Tumult der Menge, die sich angesammelt hatte, geschürt wurde. Es blieb nach rechts und links in die Seitenwände des Wagens und wollte nicht von der Stelle. Ich mußte es erst von vorn mit einem Stoß bearbeiten, war dabei zwar wunden, Angriffen ausgesetzt, brachte das Tier aber endlich in den Stall. Von dieser Art der Verführung hatte ich genug, und bestellte mir für die Weiterreise nach Hamburg einen großen fertigen Kasten. Das Abenteuer kam aut aus, wäre mir das Tier aber in dem kritischen Moment am Rai entlaufen und hätte ich es nicht in dem letzten Augenblick bei dem Herannahen der Lokomotive im Wagen be-

den Umgang mit wilden Tieren gibt es keine bestimmten Vorschriften. In einer Straße kann man sich nicht mit ihnen verdingeln, man muß andere Mittel erfinden, um sie zu dem zu bewegen, was man von ihnen verlangt. Es gibt auch keine bestimmten Transportmittel, von denen man jagen könnte, dieses ist für eine Giraffe und dieses ist für ein Nilpferd am geeignetsten. Das eine Tier ist zahm und das andere ungeschwändig; während man ein Exemplar derselben Familie gemächlich an der Hand führen kann, muß man das andere fesseln und mit Wagen befördern. Alles kommt auf die Umstände an und wird zu einer Frage des praktischen Verstandes. Der Umgang mit ungeschwändigen Tieren erfordert vor allem Geistesgegenwart; denn alle diese Geschöpfe werden ja nicht von Ueberlegung, sondern Impulsen geleitet, und jeder Augenblick kann eine Ueberraschung bringen. Der ungewöhnliche Umstand, von Menschen ganz unbeachtet, kann ein Tier erdresen und beisslose Verwirrung im Gefolge haben. Auch die Art, in solchen Momenten einzugreifen und ihnen oder wütend gewordene Bestien zu beruhigen, ist Sache des Augenblicks. Kurz, aller Verkehr mit den Tieren beruht auf Gelehen, die unbestimmt sind und von der Notwendigkeit diktiert werden.

Will man z. B. jagen wir, ein Rhinoceros veranlassen, vom Schiff über die Gangplanke auf den Rai zu spazieren, so genügt es nicht, einfach zu sagen: „Ach, mein verehrtes Rhinoceros, haben Sie die Güte eben mal heraus zu kommen.“ Diese Sprache versteht das Rhinoceros nicht, auch gegen noch größere Liebenswürdigkeit ist es als Dichtäuter unempfindlich. Würde man indessen dem Tiere einen Strid um den Hals legen und daran ziehen, während ein anderer von hinten mit einem Knüttel nachhilft, so würde es diese Sprache eben so wenig verstehen. Es ist nicht Dichtäuter genug, um sich mit Grobheiten regalisieren zu lassen, und würde den Mann mit dem Strid wahrcheinlich über den Haufen rennen. Und doch hat auch diese Bestie einen schwachen Punkt in ihrem Organismus: den Magen. Mit seiner Hilfe kann man sich einer internationalen und kosmopolitischen Sprache bedienen, die auch die Tiere verstehen. Wenn man dem Rhinoceros einen Sand voll Futter vor das Maul hält, dann kann man sich alle anderen Höflichkeit schenken.

Diese Weisheit konnte ich schon sehr frühzeitig, und ihre Befolgung hat mich einmal ein verächtliches Abenteuer mit einem Rhinoceros erleben lassen. Es trat damals einer jener Augenblicke ein, wo jedes Verständnismittel versagt und nur die Gewalt, das letzte Mittel im Verkehr mit der Tierwelt, helfen kann. Das Abenteuer spielte im Jahre 1871, zu einer Zeit, als ich keine so große Erfahrung in der Beherrschung von Rhinocerosen auf Reien besaß. William Somrags war mit verschiedenen Elefanten und Rhinocerosen, sowie einer Anzahl anderer, für mich bestimmter Tiere aus Indien in London eingetroffen. Für Abnahme fand ich mich selbst in der englischen Hauptstadt ein. Unter den Tieren befand sich ein großes, sieben bis acht Jahre altes und fast ausgemachtes weibliches Rhinoceros, das in einem riesigen, auf dem Verdeck aufgebauten Käfig untergebracht war. Da dieser Käfig natürlich nicht transportabel war, mußte das Tier auf irgend eine Weise vom Schiff zu dem Wagen befördert werden, oder es in den für die Tiere bestimmten Stall bringen sollte. An dem ziemlich niedrigen Wagen war eine Brücke angebaud und diese mit Stroh bedekt. Die zu überwältnende Schwierigkeit steckte in dem ziemlich langen Weg zwischen Schiff und Wagen, die langen Schuppen der Ost-Indien Docks mußten auf eine Entfernung von 500 Metern durchschritten werden. Somrags schlug vor, das Tier, das sehr ruhig sei, einfach diesen ganzen Weg gewissermaßen an der Hand zu führen, und ich gina schließlich darauf ein, ohne die unangeheuren Gefahren dieser Transportmethode zu recht ins Auge zu fassen. Man stelle sich vor, daß ein ausgewachsenes Rhinoceros wütend wird und in den von Tausenden belebten Docks entläuft. Ich konnte mich aber noch vor dem Ausbruch überzeugen, daß es sich in der Tat um ein außerordentlich ruhiges Tier handelte. Die Vorbereitungen waren bald getroffen. Unter Rhinoceros erhielt ein starkes Tau um den Hals und außerdem ein langes um einen der Vorderfüße. Als Reierbe wurde eine Anzahl weiterer Stride mitgenommen. Und nun ging's los. Der schon gefesselte Rhinoceros, internationalen Höflichkeit vermochte auch dieses Rhinoceros nicht zu widerstehen. Somrags führte das Tier langsam aus der Hand und bewegte sich langsam rückwärts das Rhinoceros folgte, und gina ruhig über die Planke bis zum Rai hinunter. Das lange Galttau gab ich sechs Wärrern und instruierte sie, es sofort bei der Ankunft am Waagen am Vorderfuß durch die Ratten der Seitenwände zu ziehen und an der Achse zu befestigen, damit das Tier auf dem Waagen festgehalten würde. Das am Vorderfuß befestigte Tau nahm ich selbst in die Hand und ging frid vorwärt. Die langen Docks, beleuchtet von einer nicht geringen Anzahl Lampen, das Rhinoceros folgte ohne Widerstreben, und die ganze Gedächtnis schien Kinderpiel zu sein, nicht wert, sich ihretwegen zu beunruhigen.

Schon fand wir dicht bei unserm Wagen angelangt, da bemerkte ich, daß eine Lokomotive mit einem Güterzug heranah, und heiß durchdrang mich die Furcht, das Tier möge noch im letzten Augenblick vor dem dampfpehenden Ungeheuer scheuen und durchbrechen. Mit einer Schnelligkeit, wie man sie nur im Augenblick der Gefahr entwickeln kann, sprang ich auf den

Abonnementpreis
für Bielefeld und Umgegend, so
wie bei sämtlichen Agenturen frei
ins Haus gebracht 60 Pfg. monat
lich. Durch die Post bezogen
1,80 Mk. vierteljährlich exklusive
Postgebühren.
Einzelnnummer 10 Pfg.

Erscheinungstage
mit Ausnahme der Sonn- und
Feiertage täglich nachmittags.

Verantwortlicher Anstalt Nr. 353.

Volkswacht

Organ der Sozialdemokratie

für das östliche Westfalen und die sippischen Fürstentümer.

Buchhandlung, Druckerei, Expedition und Redaktion: Schulstraße Nr. 20.

Nr. 20.

Bielefeld, Montag, 25. Januar 1909.

20. Jahrg.

Die heutige Nummer umfaßt 8 Seiten.

Der Kampf um das preussische Wahlrecht.

Heute soll sich das preussische Abgeordnetenhaus wieder einmal mit der Wahlrechtsfrage beschäftigen. Die freisinnigen Anträge auf Änderung des Landtagswahlrechts kommen zur Verhandlung.

Am 10. Januar vorigen Jahres hat sich ebenfalls der preussische Landtag mit der Wahlrechtsfrage beschäftigt. Damals zogen in allen größeren Städten die Arbeiter durch die Straßen, um für die Einführung des allgemeinen gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts zu demonstrieren. Aber bei den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses kam so gut wie gar nichts heraus. Bülow erklärte rund heraus: Uebertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen — gibt's nicht. Gleichzeitig erklärte er allerdings auch etwas von der Mängel des bestehenden Wahlrechts oder nur durch seine grundsätzliche Veränderung möglich sein werde, liebe sich noch nicht überlegen. Nicht einmal die Erhebung des öffentlichen Wahlrechts durch das allgemeine stellte er in Aussicht. Es war ja auch nicht anders zu erwarten. Die preussische Regierung ist heute in den Händen der Junker, und Bülow ist doch schließlich trotz seiner augenblicklichen Differenzen mit seinen Standesgenossen auch weiter nichts als ein Junker. Eine der festesten Stützen der Junkerherrschaft ist aber das Dreiklassenwahlrecht, und die Junker sind eine viel zu zahlreiche Menschenklasse, als daß sie sich nicht mit Jähnen und Klauen wehren sollten, wenn man ihnen auch nur ein Krümchen ihrer Macht nimmt. Vor acht Tagen erst erklärte ganz unverfroren der Junker v. Rappenheim, er bezweifle, daß eine Reformbedürftigkeit bei dem preussischen Wahlrecht in höherem Maße vorhanden sei, als bei dem Wahlrecht zum Reich. Daß die Mehrzahl des preussischen Volkes darüber ganz anderer Meinung ist, was sieht das die Junker an! Wann hat sich jemals ein Junker um das Volk und seine Meinung gekümmert?

Der Kampf um ein besseres Wahlrecht in Preußen muß also ein Kampf gegen das Junkertum sein. Wer aber soll diesen Kampf führen? Etwa die Heiden vom Bloßkreuz? Nun, wir haben es ja schon oft ausgesprochen: Es ist den Freisinnigen mit ihrem „Kampf“ um das allgemeine gleiche, geheime und direkte Wahlrecht nicht allein ernst. Darum laßt sich allein ihr Verhalten am 18. Januar vorigen Jahres schließen. Haben sie auf die Worte Bülow's, die ja fast wie Hohn klangen, entrüstet geantwortet? Haben sie der Regierung den Krieg angelegt bis aufs Messer? Ach nein. Ein paar salbe Medensarten der Herren Bismarck und Bülow mußte sich der Herr Reichstagspräsident anhehren. Nur der alte Trapp fand noch ein paar frische Worte der Entrüstung. Sonst haben wir von einem Kampf der Freisinnigen für ihre Wahlrechtsforderungen nichts gemerkt. Sie haben sich trotz des erhaltenen Vortrags weiter als Objekte für den Blodgimpfang des Fürsten Bülow hergegeben. Dann kamen die preussischen Landtagswahlen. Da galt's die Probe aufs Exempel. Nun wäre es Sache der Freisinnigen gewesen, alles aufzubieten, um eine große Volksbewegung zu entfachen. Sie hätten den Wahlkampf mit dem Schlachtruf „Auf zum Kampf gegen die Junker für das allgemeine gleiche, geheime und direkte Wahlrecht!“ führen müssen. Aber was haben sie statt dessen in Wirklichkeit getan? Gehandelt und geschachert haben sie um ein paar Mandate. Haben sie auf die systematische Unterdrückung der Wahlfreiheit hingewiesen, die sich der Staat

gegenüber seinen Beamten erlaubt, der sich die junkerlichen Kreunde der öffentlichen Wahl gegenüber ihren Arbeitern schuldig machen? Nein, sie haben sich bingestellt und haben über den „Terrorismus“ der Sozialdemokratie gegreint, der, wenn überhaupt von Terrorismus die Rede sein kann, doch nur ausgenutzt wurde, um die öffentliche Wahl zu befechtigen. Die freisinnigen Herren sind auch nicht mit der einzigen Partei, auf die sie sich in der Wahlrechtsfrage verlassen konnten, mit der Sozialdemokratie, Hand in Hand gegangen. Sie, die angeblichen „Kämpfer“ für ein freies Wahlrecht, haben sich vielmehr nicht geteilt, mit den Junkern Wahlbündnisse eingegangen gegen die Sozialdemokratie.

Wie wenig ernst es den Freisinnigen mit ihren Wahlrechtsforderungen ist, zeigen auch die Vorgänge in Rixdorf, wo ein paar Freisinnige daran geholt haben, ein an sich schon elendes Wahlrecht noch mehr zu verächtlichen. Nachher freilich haben sich offiziell freisinnige Kreise zu ein paar lahmen Protesten aufgeschlossen; aber das „erit, als es sich zeigte, daß die Wahlrechtsverfechtung eine große Entrüstung bei den Volksmassen, und zwar auch bei den Sozialdemokraten, hervorgerufen hatte. Hier steht man auch wieder, daß die Forderung nach dem allgemeinen gleichen, geheimen und direkten Wahlrecht nur eine Forderung mit dem Junkertum verhandelt ist. Wie wäre es denn sonst möglich, daß in einer so wichtigen Frage Leute, die mit der Ausübung eines Mandats betraut sind, gegen das Parteiprogramm verstoßen? Es ist ja nicht das erste Mal, daß freisinnige Stadtverordnete zu Wahlrechtsverfechtungen in den Gemeinden die Hand reichen. Und Eugen Richter hat einmal ganz ungeniert erklärt, die Forderung nach dem allgemeinen gleichen, direkten und geheimen Wahlrecht gelte für die Städte nicht. Wer aber gerade dort von diesem Wahlrecht nichts wissen will, wo es auch heute schon dem Proletariat das Recht in die Hand geben würde, dem sind seine Wahlrechtsforderungen nicht derjenige, sondern nur ein politisches Ausbausekret, um Dumme zu fangen. Die Freisinnigen haben in vielen Gemeinden die Herrschaft, und von der wollen sie eben nichts abgeben. Im preussischen Landtag radikale Wahlrechtsanträge zu stellen, ist kein Staatsstudium. Es steht ja von vornherein fest, daß diese abgelehnt werden.

Daß die Freisinnigen nicht bereit sind, einen energischen Kampf gegen die Junker zu führen, geht ja auch schon daraus hervor, daß sie auf die Bloßkreuzer eingingen und dabei sich alles mögliche bieten ließen, ohne irgend etwas anderes dafür einzutauschen als die zweifelhafte Ehre, sich Regierungspartei nennen zu dürfen. Wie wenig Aussicht sie haben, bei dem Junkertum durch Lebenswiderstand und Entgegenkommen etwas zu erreichen, das zeigte ja recht der Fall Schöding. Nun ist ja der Regierungspräsident von Schleswig auf dem Staatsdienst erschienen, und es wird behauptet, er hätte auf seine Regierungspräsidentenherlichkeit verzichten müssen, weil Bülow von seinem Vorgehen gegen Schöding nicht sonderlich erbaud war. Aber wenn das wahr ist, so würde dies die Sache für die Freisinnigen doch nur verschlimmern. Sie würden daraus ersehen, daß nicht einmal der preussische Ministerpräsident in der Lage ist, die Junker, die fast alle höheren Verwaltungsämter in Preußen in Besitz haben, zu verdrängen. Preußen nach ihrem Geismut zu regieren, und es zu ihren obersten Grundgesetzen einmütig gehört, einen jeden Beamten schleunigst zum Teufel zu jagen, der es wagt, gegen den Stachel der junkerlichen Herrschaft zu lösen. Aber das alles vermag die Freisinnigen nicht auszurufen. Sie sind nun einmal nicht zum Kampfe geschaffen. Keine Macht der Welt kann daran etwas ändern.

Wie wir schon wiederholt angedeutet haben, erklärt sich die politische Haltung der freisinnigen Parteien aus der Klaffenangehörigkeit ihrer Anhänger, die meist dem Bürgertum zuzählen sind. Das Bürgertum hat wohl früher einmal einen Kampf gegen die Feudalität geführt. Davon ist es aber schon lange zurückgekommen. Jetzt ist man froh, daß man die Junker hat. Die gehen doch so froh drauß im Kampf gegen die Sozialdemokratie. Dazu kommt, daß Junkertum und Großbürgertum immer mehr miteinander verdingeln. A. gebörte alter Adelsgeblühter, deren Vorfahren mit Verachtung auf die Krämer herabgesehen haben, genießen sich heutzutage gar nicht mehr, an der Börse Geschäfte zu machen, in Terrassen zu spekulieren, sich an Gründungen zu beteiligen. Karz und gut, sie geben in geschäftlicher Betriebsamkeit auch dem abgefeimtesten Vorjensei nichts nach. Man denke nur an Leute, wie die Fürsten Hohenlohe, Fürstenberg und Donnersmarck. Und so ein adeliger Herr geniert sich auch oft durdaus nicht, sein Wappenschild durch eine Heirat mit einem reichen Kaufmannssohnlein zu vergolden, selbst wenn dieses dem sonst so viel geschätzten Stamme Israels angehört. Umgekehrt erwirbt ein reicher Kaufmann oder Fabrikant, wenn's dazu reicht, gern ein Rittergut, damit er sich Rittergutsbesitzer nennen kann. Es kommt ja auch jetzt öfter vor, daß bürgerliche Großkaufleute oder Großindustrielle auch äußerlich den Junkern gleichgestellt werden, indem sie in den Adelsstand „erhöhen“ werden. Das ist nur ein Symptom des Verschmelzungsprozesses zwischen Junkertum und Großbürgertum. Der sogenannte Mittelstand, die kleinen Kaufleute und Handwerker, laufen ja erit recht den Junkern nach, weil die ihnen allerhand realtären Vorteile vormachen, indem sie z. B. für Warenhaussteuer und Befähigungsnachweis eintreten, und ihnen Hilfe aus der Not versprechen, in welche sie durch die kapitalistische Entwicklung geraten sind. Die Reize ihrer junkerlichen Kreunde nützen zwar den Mittelständlern nichts, aber das sehen ja die brauen Leute nicht ein. Und nun das Heer der sogenannten Intellektuellen, der Beamten, der Ärzte, der Rechtsanwölte und Künstler, der höheren Angestellten, von denen ist ein großer Teil, besonders auch die Staatsbeamten, von den Junkern oder den Großindustriellen abhängig. Andere vertreten einfach die Anschauungen der Klasse, aus der sie stammen. Und das ist das Junkertum oder die Großbourgeoisie. Findet man doch gerade unter den Führern der verschiedenen bürgerlichen Parteien sehr viele Angehörige der sogenannten freien Berufe oder höhere Beamte. Was nun noch übrig bleibt, das ist ein kleines Häuflein, das für den Kampf gegen das Junkertum gar nicht in Betracht kommt. Die wiederholten Versuche, den freibeitlich genannten Teil des Bürgertums zu einer neuen Partei zusammenzufassen, sind ja immer wieder daran gescheitert, daß die Leute, die den Kampf gegen das Junkertum energisch führen wollen, im Bürgertum viel zu dünn gesät sind. Deshalb dürfte auch die eifrige Tätigkeit, welche die neuerdings gegründete Demokratische Vereinigung entfaltet, kaum von Erfolg gekrönt sein. Vom Bürgertum ist also im Kampf gegen das Junkertum nichts zu erwarten.

Der Kampf gegen das Junkertum muß also allein vom Proletariat geführt werden, als ein Teil des großen Kampfes, den dieses gegen die heutige Gesellschaftsordnung führt. Dabei werden wir auch ein freies und gleiches Wahlrecht in Preußen erit bekommen, wenn das Proletariat den Sieg errungen haben wird. Bis dahin wird entweder das Dreiklassenwahlrecht bestehen bleiben, oder wir bekommen höchstens einen sehr realtären Wechselbalg, wie der ist, mit dem jetzt das sächsische Volk bezaubert werden soll. Was ist aber die vornehmste Aufgabe des Proletariats in diesem Kampfe? Nun, wir haben die Frage ja schon oft beantwortet: Das ist die Organisation. Wir können deshalb nur wiederholen, was wir schon vor einem Jahr unter Feiern zugerufen haben: Seid unermüdblich tätig für die wirtschaftliche und politische Organisation, das ist das einzige, was ihr tun könnt, um möglichst bald die Dreiklassenherrschaft von Preußen zu nehmen.

Vom Umgang mit wilden Tieren.

Von Karl Hagenbeck.

den Umgang mit wilden Tieren gibt es keine bestimmten Vorschriften. In einer Straße kann man sich nicht mit ihnen verdingeln, man muß andere Mittel erfinden, um sie zu dem zu bewegen, was man von ihnen verlangt. Es gibt auch keine bestimmten Transportmittel, von denen man jagen könnte, dieses ist für eine Giraffe und dieses ist für ein Nilpferd am geeignetsten. Das eine Tier ist zahm und das andere ungeschwändig; während man ein Exemplar derselben Familie gemächlich an der Hand führen kann, muß man das andere fesseln und mit Wagen befördern. Alles kommt auf die Umstände an und wird zu einer Frage des praktischen Verstandes. Der Umgang mit ungeschwändigen Tieren erfordert vor allem Geistesgegenwart; denn alle diese Geschöpfe werden ja nicht von Ueberlegung, sondern Impulsen geleitet, und jeder Augenblick kann eine Ueberraschung bringen. Der ungewöhnliche Umstand, von Menschen ganz unbeachtet, kann ein Tier erdresen und beisslose Verwirrung im Gefolge haben. Auch die Art, in solchen Momenten einzugreifen und ihnen oder wütend gewordene Bestien zu beruhigen, ist Sache des Augenblicks. Kurz, aller Verkehr mit den Tieren beruht auf Gelehen, die unbestimmt sind und von der Notwendigkeit diktiert werden.

Will man z. B. jagen wir, ein Rhinoceros veranlassen, vom Schiff über die Gangplanke auf den Rai zu spazieren, so genügt es nicht, einfach zu sagen: „Ach, mein verehrtes Rhinoceros, haben Sie die Güte eben mal heraus zu kommen.“ Diese Sprache versteht das Rhinoceros nicht, auch gegen noch größere Liebenswürdigkeit ist es als Dichtäuter unempfindlich. Würde man indessen dem Tiere einen Strid um den Hals legen und daran ziehen, während ein anderer von hinten mit einem Knüttel nachhilft, so würde es diese Sprache eben so wenig verstehen. Es ist nicht Dichtäuter genug, um sich mit Grobheiten regalisieren zu lassen, und würde den Mann mit dem Strid wahrcheinlich über den Haufen rennen. Und doch hat auch diese Bestie einen schwachen Punkt in ihrem Organismus: den Magen. Mit seiner Hilfe kann man sich einer internationalen und kosmopolitischen Sprache bedienen, die auch die Tiere verstehen. Wenn man dem Rhinoceros einen Sand voll Futter vor das Maul hält, dann kann man sich alle anderen Höflichkeit schenken.

Diese Weisheit konnte ich schon sehr frühzeitig, und ihre Befolgung hat mich einmal ein verächtliches Abenteuer mit einem Rhinoceros erleben lassen. Es trat damals einer jener Augenblicke ein, wo jedes Verständnismittel versagt und nur die Gewalt, das letzte Mittel im Verkehr mit der Tierwelt, helfen kann. Das Abenteuer spielte im Jahre 1871, zu einer Zeit, als ich keine so große Erfahrung in der Beherrschung von Rhinocerosen auf Reien besaß. William Somrags war mit verschiedenen Elefanten und Rhinocerosen, sowie einer Anzahl anderer, für mich bestimmter Tiere aus Indien in London eingetroffen. Für Abnahme fand ich mich selbst in der englischen Hauptstadt ein. Unter den Tieren befand sich ein großes, sieben bis acht Jahre altes und fast ausgemachtes weibliches Rhinoceros, das in einem riesigen, auf dem Verdeck aufgebauten Käfig untergebracht war. Da dieser Käfig natürlich nicht transportabel war, mußte das Tier auf irgend eine Weise vom Schiff zu dem Wagen befördert werden, oder es in den für die Tiere bestimmten Stall bringen sollte. An dem ziemlich niedrigen Wagen war eine Brücke angebaud und diese mit Stroh bedekt. Die zu überwältnende Schwierigkeit steckte in dem ziemlich langen Weg zwischen Schiff und Wagen, die langen Schuppen der Ost-Indien Docks mußten auf eine Entfernung von 500 Metern durchschritten werden. Somrags schlug vor, das Tier, das sehr ruhig sei, einfach diesen ganzen Weg gewissermaßen an der Hand zu führen, und ich gina schließlich darauf ein, ohne die unangeheuren Gefahren dieser Transportmethode zu recht ins Auge zu fassen. Man stelle sich vor, daß ein ausgewachsenes Rhinoceros wütend wird und in den von Tausenden belebten Docks entläuft. Ich konnte mich aber noch vor dem Ausbruch überzeugen, daß es sich in der Tat um ein außerordentlich ruhiges Tier handelte. Die Vorbereitungen waren bald getroffen. Unter Rhinoceros erhielt ein starkes Tau um den Hals und außerdem ein langes um einen der Vorderfüße. Als Reierbe wurde eine Anzahl weiterer Stride mitgenommen. Und nun ging's los. Der schon gefesselte Rhinoceros, internationalen Höflichkeit vermochte auch dieses Rhinoceros nicht zu widerstehen. Somrags führte das Tier langsam aus der Hand und bewegte sich langsam rückwärts das Rhinoceros folgte, und gina ruhig über die Planke bis zum Rai hinunter. Das lange Galttau gab ich sechs Wärrern und instruierte sie, es sofort bei der Ankunft am Waagen am Vorderfuß durch die Ratten der Seitenwände zu ziehen und an der Achse zu befestigen, damit das Tier

cht und lernbigh
 nährung in den
 abt nicht, denn
 monatelang ohne
 h, die Tiere anz
 möglichst heiße
 Verärrnet mit
 n Kindern oder
 die Stude in
 er, daß sie die
 firekten dann
 des Wadhem sie
 w eine andere
 stange befestigt
 beweist, bis die
 wöhnten sie sich
 r näher an das
 einzelne dieser
 Wachen sich von
 chäftsverhältnis
 ürrlich ganz und
 daß die Tiere
 die das Fleisch
 hätte man nicht
 das Futter unter
 und das war
 bis vier Fuß
 gehalten wur
 gebracht, daß sie
 ach vorn kamen
 (Schluß folgt.)

Prima Speise- und Futterkartoffeln
pfiehlt billigst Frith Böning, Siefer 62.

Ein seltenes Schürzen-Angebot!

Die Posten bestehen aus während der Inventur zurückgesetzten Genres und extra für diesen Inventurverkauf beschafften Artikeln. . .

Wir behalten uns vor, die Quantitäten für die Abgabe jeweilig zu bestimmen, damit viele unserer werten Kunden profitieren.

Einzelne Damenschürzen teils angestaubt, teils zurückgesetzt sonst 1.65 bis 4.50 Inventurpreis 95 s	Knaben-Schürzen aus Satin und Siamosen, hübsch verarbeitet sonst bis 1.75 Inventurpreis Serie I 45 s II 68 s III 98 s	
Panama-Kleiderschürzen schwarz, mit Ärmeln sonst 6.75 bis 7.75 Inventurpreis 4.90	Mädchen-Schürzen aus Siamosen, vorwiegend kleinere Nummern sonst bis 3.00 Inventurpreis Serie I 40 s II 75 s III 100 s IV 145 s	
Siamosen-Kleiderschürzen mit Ärmeln sonst 4.90 bis 5.25 Inventurpreis 3.85	Mädchen-Aermelschürzen aus Siamosen, vorwiegend kleinere Grössen sonst bis 2.50 Inventurpreis Serie I 50 s II 100 s	
Mieder-Hausschürzen aus hübschen hell gestr. Siamosen sonst 2.10 Inventurpreis 1.45	Weisse Mädchenschürzen vorwiegend kleine Grössen, angestaubt sonst bis 2.00 Inventurpreis Serie I 30 s II 50 s	
Kimono-Kleiderschürzen sehr hübsch gearbeitet Inventurpreis 1.95	Schwarze Kinderschürzen nur kleine Grössen sonst bis 2.50 Inventurpreis Serie I 50 s II 95 s	
Feine Zierschürzen aus farbigen Stoffen, mit Spitzen etc. sonst 1.45 bis 1.85 Inventurpreis 68 s	Weisse Teeschürzen elegante Sachen mit hübschen Trägern Inventurpreis zum Aussuchen Serie I 1.85 II 2.45 III 2.90	
Weisse Zierschürzen mit Feston und Durchsatz sonst 68 Pfg. bis 2.00 Inventurpreis 48 s	Siamosen-Zierschürzen mit Trägern, sehr apart garniert Inventurpreis zum Aussuchen Serie I 95 s II 135 s	
Weisse Teeschürzen teils etwas angestaubt sonst bis 2.00 Inventurpreis 85 s	Mieder- u. Reformschürzen aus modernen, gestreiften Siamosen Inventurpreis zum Aussuchen Serie I 1.25 II 1.65	
Siamosen-Hausschürzen teils angestaubt sonst bis 1.00 Inventurpreis 38 s	Weisse Hausschürzen vorwiegend mit Feston und Volant, angestaubt Inventurpreis zum Aussuchen Serie I 85 s II 135 s	
Nessel-Hausschürzen aus la. 140 cm breitem, echt indigoblauem Druck Inventurpreis 87 s	Wir kauften einen ganzen Lager-Bestand hochf. Tuch-Unterröcke und offerieren dieselben, solange der Vorrat reicht, genau für die Hälfte des sonstigen Preises! Ein Posten schwarze Satin-Unterröcke sonst 3.90 Inventurpreis zum Aussuchen 1.95 Ein Posten schwarze Satin- und defekte seidene Unterröcke sonst 5.75 bis 10.00 Inventurpreis zum Aussuchen 3.75	
Knaben-Spielhosen Ersatz für Schürzen und Hosen sonst bis 2.50 Inventurpreis 1.65		
Schwarze Panama-Kleiderschürzen Serie I sonst 3.50 Stück 2.75 Serie II sonst 5.50 Stück 3.90 Serie III sonst 6.75 Stück 4.90 Serie IV sonst 7.75 Stück 5.85		

S. Alsberg & Co.

Nr. 20.

Dem

192. Sitzung vom 2. April
Am Bundesrat
In dritter Beratung
des Gesetzes über die
Zur Veranlassung
des Reichsgeheimen
selbststeuerung
dass das Gehalt der
besteuert wird) ergre
Abg. Dr. Brun
bundesrätliches Ge
staaten, da namentli
deren Staaten wohne
Abg. v. Brodh
Finanzreformkommi
Ab. Guard-Ste
Abg. Binder (S
macht sich besonders
die Arbeiter ist sie e
lange Zeit in Ludwig
erworben hat, nach d
ziehen muß infolge d
herangezogen. Wir si
einderhanden. (Bra
Abg. Ender (S
Preußen eine selbst
Abg. v. Dam m
lage ohne Kommissio
Abg. Dr. Reu m
Annahme ohne Kom
Abg. v. Strom
Abg. Frhr. v. Ga
der Erhebung des
Hären.
Abg. Dr. Behn
der Erhebung ohne
Der Antrag v. A
wird abgelehnt.
zweiten Sitzung wird
Es folgt Fortsetz
pellationen be
gehebes.
Abg. Fürst Rad
Staatssekretärs nege
aus kein erdrückendes
gen einiger Redakteu
schaften leiden lassen.
völlige Aufgabe des
liche Pflicht verlange
ereignis, sondern dur
beroren haben, so de
wie die Unglücklichen
Bolen.) Wird es doch
che Politik unmögli
Scholle ein Häuschen
drückung auch in Zu
leben. (Lebh. Bravo)
Staatssekretär v.
nicht beliebige Zeitu
politischen Zeitungen
der politischen Gewer
tionsorgane!) Man
Zeitungsstimmen spre
will diese Blätter von
das nationale Gefühl
fachen vorgeführt und
politischen Arbeiter
Deutschum seinen An
nicht billigt, so hoff
Schürzen aufhört. (L
Abg. Ledebour
gerlichen Herren Red
hat mich aber doch s

OL

Von

32 Aus dem Er
Gerade zu derselben
und der Kesselfieder
Nacht in der Küche d
Gutes gab. Nicht das
zu große Vertrauen
pflegen, gegen welche
einer leutlichen Gera
Ziellung in der G
Feuersbrünste und G
Mr. Giles lag mit a
linken Arm auf den
einen genauen und bli
anfall, und sein Publi
mädchen — hörte ihm
„Es mochte halb
fann ich nicht barauf
ich aufwachte, mich im
ich bei diesen Worten
Ripfel des Tischstuch
harter die Vorstellung
Geräusch zu hören glau
Hier erblachte die S
die Kuchentür zu ver
les, der es der Kesself
hörte.
„Ein Geräusch zu
Ich dachte zuerst bei
legte mich schon wieder
ranch abermals und
Was war es denn
schin.
„Ein trachendes“ e
Ich denke, es war
einem Reiben geriel
„So war es, als
aber, als ich es vernat
war die Bettdecke zurü
Tischstuch, richtete m
Die Kuchin und das
sich Gott erbarm!“ u
„Ich hörte es so deu
wäre.“ rühr Giles fort
ein Fenster aufgebroche
Tungen Brittes weder
Bette ermordet wird; i

Deutscher Reichstag.

(Eigener Bericht.)

192. Sitzung vom Sonnabend, 23. Januar, vormittags 11 Uhr.

Am Bundesratsstische: v. Bethmann-Hollweg.

In dritter Beratung wird der Entwurf betr. Änderungen des Wechselstempelsteuergesetzes debattiert.

Zur Beratung des Gesetzentwurfes zur Abänderung des Reichsgesetzes wegen Vereinfachung der Doppelbesteuerung (der Entwurf will die Bestimmung streichen, daß das Gehalt der Beamten von dem sie besoldenden Staate besteuert wird) ergreift das Wort

Abg. Dr. Brunstermann (Np.): Der Entwurf ist ein bundesfreundliches Entgegenkommen Preußens gegen die Kleinstaaten, da namentlich viele preussische Eisenbahnbeamte in anderen Staaten wohnen. Er hat unser Einverständnis.

Abg. v. Brodhagen (Np.) bittet, den Entwurf an die Finanzreformkommission zu verweisen.

Abg. Quast (Np.) begrüßt den Gesetzentwurf.

Abg. v. Breda (Np.): Die gegenwärtige Besteuerungspraxis macht sich besonders an Grenzbahnen nachteilig geltend. Auch für die Arbeiter ist es ein Schaden. Wenn z. B. ein Arbeiter, der lange Zeit in Ludwigshafen gearbeitet und ein kleines Anwesen erworben hat, nach dem benachbarten Mannheim in Schloßstätt ziehen muß infolge Arbeitslosigkeit, so wird er dort zur Steuer herangezogen. Wir sind im großen und ganzen mit dem Entwurf einverstanden. (Bravo! b. d. Soz.)

Abg. Ender (Np.) ist für die Vorlage, die aber für Preußen eine selbstverständliche Pflicht bedeutet.

Abg. v. Damm (Np.) empfiehlt die Annahme der Vorlage ohne Kommissionsberatung.

Abg. Dr. Neumann-Spöcker (Np.) tritt ebenfalls für Annahme ohne Kommissionsberatung ein.

Abg. v. Strembeck (Np.) desgleichen.

Abg. Dr. v. Camp (Np.) bittet die Konservativen, sich mit der Erledigung des Entwurfs im Plenum einverstanden zu erklären.

Abg. Dr. Behner (Np.) ist namens seiner Fraktion mit der Erledigung ohne Kommissionsberatung einverstanden.

Der Antrag v. Brodhagen auf Kommissionsberatung wird abgelehnt. Der Antrag Camp auf Ansetzung der zweiten Lesung wird angenommen.

Es folgt Fortsetzung der Besprechung der beiden Interpellationen betr. Handhabung des Vereinsgesetzes.

Abg. Fürst Radziwill (Polen): Das Material des Herrn Staatssekretärs gegen die polnischen Gewerkschaften war durchaus kein erdrückendes. Unter den von ihm verlesenen Äußerungen einiger Redakteure sollte man nicht die polnischen Gewerkschaften leiden lassen. Man kann von uns Polen doch nicht die völlige Aufgabe des Nationalitätsgefühls als eine staatsbürgerliche Pflicht verlangen. Wenn wir auch nicht durch ein Naturereignis, sondern durch eine verwerfliche Politik Haus und Hof verloren haben, so verdienen wir doch nicht minder Mitleid als die Unglücklichen in Messina. (Lebhafter Beifall bei den Polen.) Wird es doch dem polnischen Arbeiter durch die preussische Politik unmöglich gemacht, sich auf seiner heimatischen Scholle ein Häuschen zu bauen. Wir werden trotz aller Unterdrückung auch in Zukunft allen Stürmen mit Ruhe entgegengehen. (Lebhafter Beifall bei den Polen.)

Staatssekretär v. Bethmann-Hollweg: Ich habe nicht beliebige Zeitungsausschnitte verlesen, sondern aus zwei polnischen Zeitungen, welche scheinbar gewerkschaftsorganisch sind, (Zuruf b. d. Polen: Publikationsorgan!) Man kann jedenfalls nicht von nebenstehenden Zeitungsausschnitten sprechen, aber es freut mich, daß Fürst Radziwill diese Blätter von seinen Redaktionen abkürzt. Ich habe das nationale Gefühl der Polen nicht getadelt, ich habe nur Tatsachen vorgeführt und bewiesen, daß dieser Zusammenstoß der polnischen Arbeiter in der Schürung des Hasses gegen das Deutsche Reich seinen Ausdruck findet. Wenn Fürst Radziwill dies nicht billigt, so hoffe ich, daß er erreichen wird, daß dieses Schüren aufhört. (Lebhafter Beifall b. d. Np. u. Nat.)

Abg. Ledebour (Soz.): Im allgemeinen haben die bürgerlichen Herren Redner meine Erwartungen erfüllt. Erstaunt hat mich aber doch Herr Fund. Er fand es beschämend, daß

nicht mehr Beschwerden vorgebracht wurden. In Wahrheit ist es aber beschämend, daß er kein Gefühl dafür hat, auf welche standalöse Zustände in der Verwaltung es schließen läßt, daß so viele Beschwerden innerhalb so kurzer Zeit vorgebracht werden mußten. (Lebhafter Beifall b. d. Soz.) Ein solcher Mann zeigt, daß er bar ist jeden Ehrgefühls eines freien Mannes. (Gr. Lärm im Saal.) Redner (mit erhobener Stimme): Bar jeden Ehrgefühls eines freien Mannes. (Lebhafter Beifall b. d. Soz.) Vizepräsident Kaempf: Sie haben dem Abg. Fund das Ehrgefühl abgesprochen. (Abg. Ledebour: Das Ehrgefühl eines freien Mannes! Sehr richtig! b. d. Soz.) Ich rufe Sie deshalb zur Ordnung! (Bravo! im Saal.)

Abg. Ledebour (fortfahrend): Ich gebe zu, daß Herr Fund das Maß von Ehrgefühl besitzt, das den Anforderungen seiner Partei entspricht. (Sehr gut! b. d. Soz.) In Sachen besteht die Praxis, daß bei Einreichung einer Beschwerde gegen eine Behörde die Hinterlegung einer Summe drei, sechs, acht, einmal verlangt wird, und daß der Beschwerdeführer dieses Geld verliert, wenn die Beschwerde zurückgewiesen wird. Das wirkt natürlich abschreckend auf die Einlegung von Beschwerden. Daß das Gesetz teilweise Verbesserungen brachte, haben wir stets zugeben. (Zuruf b. d. Soz.) Aber das Entscheidende ist, daß es mit einem Ausnahmegebot verknüpft ist. Als prinzipieller Gegner jedes Ausnahmegebotes, die wir selbst unter einem solchen gelitten haben und neuerdings vom preussischen Ministerpräsidenten mit einem Ausnahmegebot bedroht wurden, unterzeichnen wir auch heute noch, daß dieses Gesetz eine Schande ist, was ja auch Herr Müller-Meiningen früher einmal gesagt hat. (Lebhafter Beifall b. d. Soz.) Der Minister stellt sich nun hierher und sagt, es ist Remedium geschaffen. Sie besteht aber darin, daß der Beamte sie ganz einfach hinter den Spiegel steckt und alles beim alten bleibt. Er weiß ja, daß für sein Fortkommen nichts vorteilhafter ist, als die schroffe Anwendung des Gesetzes. (Lebhafter Beifall b. d. Soz.) Der Herr Staatssekretär hat das Verhalten des Beamten zu rechtfertigen versucht, der in rigoroser Weise in einer Breslauer Frauenversammlung die Entfernung von Kindern und Jugendlichen verlangt hat. Die betreffende Dame schreibt mir aber, daß sie auf die vom Staatssekretär so anstößig befundenen Dinge erst am Schluß der Versammlung zu sprechen kam, nachdem bereits die Jugendlichen entfernt waren und die Versammlung schon eine ganz andere Zusammenkunft hatte. Das Ungehörige hat sich der Amtsvorsteher v. Alvensleben geleistet. In Halleber war eine Versammlung anberaumt, in der über die Ausführung des früheren Gemeindeführers gesprochen werden sollte. Der Amtsvorsteher verfügte ich, daß in Ihrem Lokal eine öffentliche Versammlung betreffs Amtsführung des früheren Amtsvorstehers am 17. d. M. stattfinden. (Zuruf, Heul!) Das ist die reine Raubwirtschaft, womit ich allerdings die türkischen Rajas nicht beleidigen will. (Stil.) Man hat sich natürlich an die Verfügung nicht weiter gehalten, aber ich möchte fragen: was geschieht mit einem solchen Beamten? Das ist doch offenbar Amtsmißbrauch! (Sehr wahr! b. d. Soz. u. Zuruf: Bestimmt einen Orden!) Die Mehrheit dieses Hauses hat nichts getan, um den Spielraum der Handhabung einzuschränken und solchen Mißgriffen vorzubeugen. Der preussische Ministerpräsident, selbst ein Wadeler, hat im preussischen Abgeordnetenhaus die bureaukratische Selbstherrlichkeit geradezu zur Schamierung der Sozialdemokratie aufgeführt. (Sehr wahr! b. d. Soz.)

Auf die Zitate des Staatssekretärs aus der sozialdemokratischen Presse habe ich seitens meiner Fraktion zu erklären: wir wünschen die polnischen Gewerkschaften nicht anders behandelt, als wir uns selbst behandeln wissen wollen. (Lebhafter Beifall bei den Polen und im Saal.) Schon früher habe ich durchgreifend nachgewiesen, daß weder im Gesetz noch in der Verhandlung im Plenum ein Wort gesagt worden ist, welches die Anwendung des Sprachenparagraphen auf die polnischen Gewerkschaften rechtfertigen könnte. Nachdem der Staatssekretär die Anfragen der Abg. Graef und Müller-Meiningen unklar beantwortet hatte, hat ihn mein Parteifreund Dür zu einer bestimmten Erklärung zu provozieren versucht. Er hat aber geschwiegen. Es ist nach diesen Vorgängen erwiesen, daß man die Unklarheit gewollt hat. (Sehr wahr! bei der Minderheit.) Ich appelliere an die Herren Richter hier im Saal: Ich bin fest überzeugt, Sie würden einen Vertrag, der in solcher Weise zustande gekommen, für ungültig erklären. (Lebhafter Beifall bei den Soz.) Herr Müller-Meiningen, in dessen Gehirnwirbeln sich hineinzuwenden einem gesunden Geiste nicht möglich ist (Heiterkeit), hat

allerdings nachher einen logischen Saft mortale gemacht und zu seinem Kommentar noch einen Bizekommentar geschrieben, in dem er das Wort „deutsch“ eingeschaltet haben will. Vielleicht schreibt er später noch einen Bizekommentar, worin er sagt, daß unter „deutscher“ Gewerkschaftsbewegung doch nicht die „sozialdemokratische“ zu verstehen sei. (Sehr gut! bei den Soz.) Zum Schluß frage ich, was versprechen Sie sich denn von diesen Verfolgungen? Die Polen werden sich nach wie vor vermehren und zwar stärker als die Deutschen. Sie werden auch nicht auswandern, sondern auf das Gesetz pfeifen, weil sie sich als Männer, ebenso wie wir Sozialdemokraten, durch Ausnahmegebot nicht ins Bloßhorn (Gr. Heiterkeit) jagen lassen. Nur die Blamage der deutschen und preussischen Politik wird noch unglücklicher. (Lebhafter Beifall bei den Soz. und Polen.)

Präsident Graf Stolberg mit erregter Stimme: Sie dürfen die preussische und die Reichspolitik nicht als unglückliche Blamage bezeichnen. (Lebhafter Widerspruch und Unruhe bei den Soz. und im Saal.) — Der Präsident schwingt erregt die Glöde und ruft: ich bitte um Ruhe.

Abg. Ledebour (fortfahrend): Fürst Radziwill hat mit Recht auf die Wirkung im Ausland hingewiesen, daran können die harmlosen Ausführungen des Staatssekretärs nichts ändern.

Präsident Graf Stolberg springt erregt auf und ruft mit lauter Stimme: Sie dürfen nicht von harmlosen Ausführungen des Staatssekretärs sprechen. (Allgemeine Verwunderung im ganzen Saale. — Lebhafter Unruhe bei den Soz., Polen und im Saal.) Ich rufe Sie zur Ordnung! (Erneute große Unruhe des Präsidenten.)

Abg. Ledebour (fortfahrend): Sie schneiden sich ins eigene Fleisch, wenn Sie diese unglückliche Politik weiterreiben. Sie erreichen nur die Diskreditierung und die Verfolgung der Deutschen im Ausland. Das Gesetz muß geändert werden, und es wird weggesetzt werden, sobald die jetzige Bloß-Bülow- und Bureaukratenherrschaft weggesetzt wird. (Stürmischer Beifall bei den Soz. und Polen.)

Sachl. Bundesratsbedollmächtigter Dr. Fischer bestreitet, daß in Sachen der Annahme von Beschwerden Klauten verlangt wird. Es werden auch jetzt noch häufig Beschwerden dort eingeleitet.

Abg. Schirmer (Np.): Das Vereinsgesetz, das ich jetzt erwies, ist ein Ausnahmegebot gegen die Polen. Wir werden uns gegen die Unterdrückung der Polen aus Gründen des Rechts und der Freiheit. Ich habe es selbst miterlebt, daß durch die Unterdrückungen unter dem Ausnahmegebot, die alle Arbeiter trafen, Tausende von Arbeitern, die vorher nicht an Sozialismus dachten, zu Sozialdemokraten geworden sind. (Stil, Heul!) Gerechtigkeit im Innern macht das Vaterland nach außen stark.

Abg. Dr. Müller-Meiningen (Np.): Für ein Ausnahmegebot sind wir unter keinen Umständen zu haben. (Lauter Beifall bei der Minderheit. — Ruhe: In der Wladara ist alles möglich!) Redner braucht also, ohne vom Vizepräsidenten staempelt gebindert zu werden, Scheltworte wie Schmäher, Querulant usw. gegen Ledebour, befragt sich aber dabei fortwährend, daß man über ihn schimpft.

Abg. Stuchel (Np.): Wenn die Ausführungen des Staatssekretärs über die Tätigkeit der polnischen Berufsvereine so richtig wären, wie sie in der Tat falsch sind (Sehr wahr! bei den Polen und den Soz.), so wäre das doch ganz belanglos, denn es kommt darauf an, wie diese Berufsvereine sich unter dem neuen Vereinsgesetz verhalten haben. (Beifall bei den Polen.)

Abg. v. Liebert (Np.) ist fittlich hochgradig entrüstet über die angebliche Weiterverwendung einer angeblich verschwundenen Minderheit ansehts der Geschäftsstelle des Reichstages. Durch seine Ausführungen über ungeheuerliche Volksvermehrung der Polen, polnischen Heerwesen, furor teutonicus ruft der Redner fortgesetzt minutenlange Heiterkeitserfolge hervor, durch die der Beifall der Nationalisten völlig überbört wird. Besonders, als der Redner sich über Bopstott beklagt, bricht ein schallendes Gelächter aus.

Ein Vertagungsantrag wird angenommen.

In einer persönlichen Bemerkung weist Abg. Ledebour (Soz.) auf die erfreuliche Tatsache hin, daß Vizepräsident Kaempf gegenüber den vom Abg. Müller-Meiningen gebrauchten Ausdrücken von einer sonst ungewohnten Weisheit gewiesen ist. Vizepräsident Kaempf verbittet sich unter großer Heiterkeit der „Minderheit“ die Kritik an seiner Geschäftsführung.

Nächste Sitzung Montag 1 Uhr. (Unlauterer Wettbewerb.) Schluß 4½ Uhr.

Oliver Twist.

Von Charles Dickens.

Aus dem Englischen von Julius Seibt.

32

Gerade zu derselben Stunde stritten sich Mr. Giles, Brittles und der Kesselflicker nach den Strapazen und Schreden der Nacht in der Küche durch ein Schälchen Tee, und was es sonst Gutes gab. Nicht daß es Mr. Giles Gewohnheit gewesen wäre, zu große Vertraulichkeit mit der niederen Dienerschaft zu pflegen, gegen welche er sich vielmehr der Regel nach nur mit einer leutlichen Herablassung bemah, die stets an seine höhere Stellung in der Gesellschaft erinnerte. Allein Todesfälle, Feuersbrünste und Einbrüche machen alle Menschen gleich, und Mr. Giles sah mit ausgestreckten Füßen am Herd, hatte den linken Arm auf den Tisch gestützt, illustrierte mit dem rechten einen genauen und blühenden Bericht über den nächsten Raub-anfall, und sein Publikum — zumal die Köchin und das Hausmädchen — hörte ihm in atemloser Spannung zu.

„Es mochte halb zwei Uhr sein“, sagte Mr. Giles, „indes kann ich nicht darauf schwören, ob's nicht dreipiertel war, als ich aufwachte, mich im Bett herumdrehte, ungefähr so“ (er drehte sich bei diesen Worten auf seinem Stuhle herum und zog den Kopf des Tischstuhles über die Schultern, um fildisch desto lebhafter die Vorstellung einer Bettdecke hervorzuheben) „und ein Geräusch zu hören glaubte.“

Dies erblachte die Köchin und forderte das Hausmädchen auf, die Küchentür zu verschließen; das Hausmädchen hieß es Brittles, der es der Kesselflicker hieß, der sich stellte, als ob er nicht hörte.

„Ein Geräusch zu hören glaubte“, wiederholte Mr. Giles. „Ich dachte zuerst bei mir selbst: 'es ist eine Täuschung!' und legte mich schon wieder zum Einschlafen zurecht, als ich das Geräusch abermals und vollkommen deutlich vernahm.“

„Was war es denn für eine Art von Geräusch?“ fragte die Köchin.

„Ein trachendes“, erwiderte Mr. Giles.

„Ich denke, es war mehr, wie wenn eine eiserne Stange auf einem Reibstein gerieben wird“, fiel Brittles ein.

„So war es, als Sie es hörten“, sagte Giles; „zu der Zeit aber, als ich es vernahm, hatte es keinen trachenden Ton. Ich warf die Bettdecke zurück“ (er wiederholte die Bewegung mit dem Tischstuhl), „richtete mich zum Tisch empor und horchte.“

Die Köchin und das Hausmädchen riefen zugleich aus: „Daß sich Gott erbarm!“ und rüfften zusammen.

„Ich hörte es so deutlich, als wenn es dicht vor meinem Bette wäre“, fuhr Giles fort, „und dachte: 'Da wird eine Tür oder ein Fenster aufgebrochen. Was ist zu tun? Ich will den guten Jungen Brittles wecken und ihn retten, damit er nicht in seinem Bette ermordet wird; tu ich's nicht, so kann ihm die Kelle vom

rechten bis zum linken Ohre abgeschnitten werden, ohne daß er es merkt.“

Dies richteten sich aller Blide auf Brittles, der die seinigen auf den Redner heftete und ihn mit weit geöffnetem Munde anstarrte, während seine Miene den grenzenlosesten Schrecken ausdrückte.

„Ich stieß die Bettdecke von mir“, sprach Giles, das Tischstuhl von sich schleudernd und die Köchin und das Hausmädchen scharf fixierend, „er fiel leise aus dem Bett, zog —“

„Es sind Damen anwesend, Mr. Giles!“ murmelte der Kesselflicker.

„Meine Pantoffeln an, Sir“, fuhr Giles, sich zu ihm wendend und den stärksten Nachdruck auf seine Pantoffeln legend, fort, „nahm das geladene Pistol zur Hand, das immer mit dem Silberzeugkasten hinaufgebracht wird, ging auf den Boden in Brittles' Kammer und sah, sobald ich ihn aus dem Schlafe gerüttelt hatte: 'Brittles, erschrecken Sie nicht!‘“

„Ja, das sagten Sie, Mr. Giles“, fiel Brittles mit bebender Stimme ein.

„Brittles, ich glaube, wir sind verloren“, sagt ich“, fuhr Giles fort, „aber seien Sie nur ohne Furcht.“

„Reigte er denn auch keine Furcht?“ fragte die Köchin.

„Nein“, antwortete Giles; „er war so unverzagt — fast so unverzagt wie ich selber.“

„Ich wäre auf der Stelle gestorben, wenn ich's gewesen wäre“, bemerkte das Hausmädchen.

„Sie sind ein junges Mädchen“, fiel Brittles ein, der ziemlich herabhaft zu werden anfing.

„Brittles hat recht“, sagte Giles mit beiläufigem Kopfnicken; „von einem Mädchen war nichts anderes zu erwarten. Wir aber, als Männer, nahmen eine Wadelerne aus Brittles' Kammer und stülten uns in der Nachschubkammer hinunter.“ (Er war aufgestanden, hatte die Augen geschlossen, laute ein paar Schritte vorwärts und durchdrang, um seine Schilderung mit angemessener Aktion zu beleben, mit den Armen die Luft, bis er mit der Köchin in eine unangenehme Berührung kam und die Köchin und das Hausmädchen zu schreien ansetzten, worauf er nach seinem Stuhle zurückeilte.) „Was hat das zu bedeuten?“ unterbrach er sich plötzlich; „es wird gekloppt — öffne jemand die Haustür!“

Niemand regte sich.

„Das ist doch seltsam, daß in einer so frühen Morgenstunde gekloppt wird“, fuhr Giles, umhergehend und bleichen Antlitzes nur bleiche Gesichter gewahrend, fort; „allein die Tür muß geöffnet werden. He! Holla! hört denn niemand?“

Mr. Giles richtete bei diesen Worten die Blide auf Brittles; allein der von Natur blöde, beiseidene Jüngling hielt sich mutmaßlich in der Tat für niemand und meinte sicher, daß die Frage unmöglich an ihn gerichtet sein könne. Jedenfalls gab er keine Antwort. Mr. Giles sendete dem Kesselflicker aufhorchende

Blide zu, allein der Kesselflicker war urplötzlich eingeschlafen. Die Kesselflicker kamen nicht in Betracht.

„Wenn Brittles die Tür etwa lieber in Gegenwart von Zeugen öffnen will“, sagte Mr. Giles nach einem kurzen Stillstehen, „so bin ich bereit, einen solchen abzugeben.“

„Ich auch“, sagte der Kesselflicker, ebenso plötzlich wieder aufwachend, wie er eingeschlafen war.

Brittles tapferte auf diese Bedingungen, und als man beim Öffnen der Haustür die Entscheidung machte, daß es heller Tag war und dadurch gar sehr an Mut gewann, so zog die kleine tapere Schar aus, die Stunde voran und die Kesselflicker in der Nacht. Gemäß dem Rate Mr. Giles' sprachen alle sehr laut, um dem Feinde so gleich und zu tun, wie zahlreich sie waren, und gemäß einer unüberwindlichen, von demselben Gentleman ausgehenden Kriegslist wurden auf der Haustür die Hände in die Schwänge gelassen, damit sie ein wütendes Wollen erheben könnten, was sie auch taten.

Nachdem diese Vorichtsmaßregeln getroffen waren, sagte Mr. Giles den Kesselflicker, der am Arme (damit er nicht fortfliehe, wie Mr. Giles scherzend sagte) und gab den Befehl, die Tür zu öffnen. Brittles gehorchte. Einer blühte dem andern bebend über die Schultern, und die Schar gewährte nichts Rührerlicheres als den armen kleinen Oliver Twist, der bleich und erschöpft die Augen aufschlug und stumm um Mitleid flehte.

„Ein Grabe!“ rief Mr. Giles, den Kesselflicker mutig zurück und sich selber vordrängend aus. „Was ist das — wie — Brittles — erkennen Sie ihn?“

Brittles, der beim Öffnen der Tür hinter dieselbe getreten war, stieß einen Schrei des Wiedererkennens aus, sobald er Brittles erblickte. Giles sagte den Anaben bei einem Beine und einem Arme — zum Glücke nicht bei dem verwundeten — zog ihn herein und legte ihn der Pänge nach auf die Steinplatten nieder. „Hier, hier!“ schrie Mr. Giles in erhöhter Erregtheit die Treppe hinauf, „hier ist einer von den Dieben, Mo'am! Wir haben einen Dieb, Miß — einen Verwundeten, Miß! Ich traf ihn, Miß, und Brittles hielt das Licht!“

„In einer Laterne, Miß!“ schrie Brittles, eine Hand an den Mund haltend, damit sein Ruf desto sicherer hinaufdränge.

Die Köchin und das Hausmädchen liefen hinauf, um der Herrlichkeit zu teilhaben, daß Mr. Giles einen Räuber gefangen habe, und der Kesselflicker bemühte sich, Oliver zum Bewußtsein zurückzubringen, damit er nicht stürbe, bevor er gehängt würde. Nach einiger Zeit erblickte von oben durch den Lärm eine sanfte und wohlklingende, einer jungen Dame angehörende Stimme: „Giles, Giles!“

„Hier, Miß, hier bin ich! Erschrecken Sie nicht, Miß; ich habe keinen bedeutenden Schaden genommen! Er leistete keinen sehr perverfesselten Widerstand, Miß; ich überwältigte ihn sehr leicht.“

„Still doch; Sie erschrecken ja meine Tante fast ebensosehr,

Die Gründung des Zentralverbandes der Hausangestellten.

Eine Konferenz zum Zwecke der einheitlichen Organisation der Dienstboten hatte die Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands am 17. Januar nach Berlin - Gewerkschaftshaus - einberufen. Aus folgenden Städten waren Delegierte von Vereinen von Hausangestellten erschienen: Berlin, Bremen, Breslau, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kiel, Leipzig, Lübeck, Mannheim, München, Nürnberg, Stuttgart. Von Heidelberg war nur ein Vertreter des Gewerkschaftsvereins erschienen. Die Kartelle der genannten Orte waren ebenfalls zur Teilnahme an der Konferenz eingeladen und mit wenigen Ausnahmen vertreten. Das gewerkschaftliche Frauen-Agitationskomitee hatte Frau Loening und Frau Brer entsandt. Für die fünf Städte-Frauenkommissionen waren Frau Zieg und Ida Baar, vom Arbeiterinnensekretariat Ida Mann und Gertrud Hanna anwesend. Carl vertreten war auch die Generalkommission.

In einer Begrüßungsansprache bemerkte Genosse Legien, die Konferenz stehe vor einer sehr bedeutungsvollen Aufgabe. Gerade unter den Dingen, die sich der Organisation große Schwierigkeiten entgegen. Durch die isolierten Vereine in den verschiedenen Städten sei für eine einheitliche Organisation bereits eine Unterlage gegeben, und man dürfe hoffen, daß es gelingen werde, diese Vereine weiter auszubauen und neue einzufügen, um in absehbarer Zeit eine Organisation der Hausangestellten zu schaffen, die mit und neben den anderen Arbeiterverbänden eine wirksame Tätigkeit entfalten könne. Dazu bedürfte es allseitiger Eifer und eifriger Mitarbeit. (Beifall.)

In das Bureau, welches von den Mitgliedern der Generalkommission Legien, Bauer und Sassenbach gebildet war, wurden noch Krüger, Grünberg-Münster als zweite Vorsitzende und Frau Köhler-Samburg als zweite Schriftführerin gewählt. Die Tagesordnung der Konferenz lautete:

1. Gründung eines Zentralverbandes der Hausangestellten.
2. Beratung des Statuts.
3. Beratung über Herausgabe einer Verbandszeitung.
4. Wahl des Vorstandes.

Das einleitende Referat zum ersten Punkt der Tagesordnung übernahm der Genosse Bauer: Der noch sehr jungen Dienstbotenbewegung, so führte er aus, ist von den Gewerkschaften große Aufmerksamkeit gewidmet worden. Im Oktober 1906 hat die Generalkommission durch ein Rundschreiben die Kartelle aufgefordert, an dem Aufbau von Organisationen der Hausangestellten mitzuwirken. Im Mai 1907 erging wieder eine Aufforderung an die Kartelle, in recht reger Weise sich der jungen Bewegung anzuschließen. Und dieser Aufforderung wurde auch Folge geleistet. In 13 Städten haben sich Vereine von Hausangestellten gebildet. Als die außerordentliche Plenarkonferenz gelegentlich des Bremerkongresses im November 1907 in Berlin zusammentrat, wurde die Zentralisation der Bewegung im Prinzip beschlossen und eine Rundschreibenkommission (22 Städte) waren dort vertreten, um die nötigen Vorbereitungen zu treffen. Diese Kommission trat im Januar 1908 in Hamburg zusammen und beschloß, sich mit der Generalkommission in Verbindung zu setzen. Eine gemeinschaftliche Sitzung fand im Mai 1908 statt. Der letzte Gewerkschaftskongress in Hamburg beschäftigte sich ebenfalls mit dieser Frage und beauftragte die Generalkommission, entsprechende Schritte zu unternehmen. Eine Umfrage, die im Oktober 1908 vorgenommen wurde, ergab, daß in 18 Städten Vereine von Dienstboten mit zusammen 5711 Mitgliedern bestehen. Eine Unterlage für eine Zentralisation ist damit gegeben. Die Generalkommission ist bereit, ihr Unterstützung zu gewähren und andere Mittel zu bewilligen, um der Bewegung vorwärts zu helfen. Der Redner ging dann auf die bestehenden Rechtsverhältnisse in Bezug auf die Organisationsfrage ein. In einer kritischen Würdigung der verschiedenen Gewerbeordnungen in deutschen Staaten. Er gab zum Schluß der Überzeugung Ausdruck, daß es mit der Unterstützung der gesamten Arbeiterchaft gelingen werde, die Gewerbeordnungen zu überwinden und modernen Anschauungen zu ihrem Rechte zu verhelfen.

Eine Diskussion fand nicht statt. Einstimmig wurde die Gründung eines Zentralverbandes der Hausangestellten Deutschlands beschlossen. Es folgte die Beratung des Statuts. Auf Antrag Legiens kam eine Reihe grundlegender Fragen zuerst zur Beratung. Lebhaft diskutiert wurde die Frage, ob auch die männlichen Hausangestellten zur Mitgliedschaft zugelassen werden sollten. Nur vereinzelt haben die Dienstbotenvereine männliche Mitglieder aufgenommen. Die Konferenz entschied dahin, daß männliche und weibliche Mitglieder aufgenommen werden können.

Als Zweck des Verbandes wurde festgelegt die Förderung der wirtschaftlichen und geistigen Interessen seiner Mitglieder.

Wie es die Diebe getan haben. Ist der arme Mensch stark bedrückt?

„Er hat eine furchtbare Wunde, Miß,“ rief Giles mit unbeschreiblichem Wohlbehagen hinauf.

„Er sieht aus, als wenn er den Geist aufgeben will, Miß,“ sagte Britches, wie zuvor eine Hand an den Mund haltend. „Wollen Sie nicht herunterkommen, Miß, und ihn sehen, falls er —“

„So schreien Sie doch nicht so entsetzt. Seien Sie einen Augenblick still: ich will mit meiner Tante sprechen.“

Die Sprecherin eilte mit leisen Schritten fort, kehrte bald wieder zurück und erteilte den Befehl, den Verwundeten vorsichtig hinauf in Giles' Zimmer zu tragen; Britches sollte gleichzeitig den Weg halten, nach Oberes reiten und eilfertig einen Koffer holen und den Doktor holen.

„Wollen Sie ihn aber nicht erst einmal ansehen, Miß?“ rief Giles mit jovialer Stille, wie wenn Oliver ein seltsamer und prachtvoller Vogel wäre, den er heruntergehoßen hätte.

„Nicht um die Welt!“ erwiderte die junge Dame. „Der arme Mensch! Giles, behandeln Sie ihn ja recht gut, und wenn es auch nur um meinnetwillen wäre!“

Der alte Diener des Hauses blickte, als sie sich entfernte, zu ihr hinauf, so stolz und wohlgefällig, als ob sie sein eigenes Kind gewesen wäre, und half sodann Oliver mit der liebevollen Sorgfalt und Aufmerksamkeit einer Frau hinauftragen.

(Fortsetzung folgt.)

Kleines Feuilleton.

kfg. Verschiedene Formen der Fettigkeit. Während man früher die Ansicht hegte, daß für die Fettigkeit ein einheitlicher Krankheitsbegriff vorhanden sei, ist man in der letzten Zeit dahin gekommen, daß sie auf verschiedene Ursachen zurückgeführt werden muß. Professor Dr. von Noorden unterscheidet in der Medizinischen Klinik zwei Hauptformen, nämlich einmal die Mastfettigkeit und dann die thelogene Fettigkeit, die auf Veränderungen in der Schilddrüse beruht. Bei der letzteren ist das Verhältnis zwischen Nahrungsaufnahme und körperlicher Leistung ein normales. Bei der Mastfettigkeit hat eine Steigerung der Nahrungszufuhr über die Erhaltungskosten hinaus nicht wie beim Gewichts einen erhöhten Energieumsatz im Gefolge, sondern eine Anreicherung von Reservematerial und zwar von Fett, ebenso wie eine Unterbietung der Erhaltungskosten nicht eine Einschränkung des Energieumsatzes, sondern in erster Linie eine Verbrennung von Reservematerial, also eine Abmagerung, nach sich zieht. Für den Fettanfang ist es daher gleichgültig, ob der Ueberfluß der Nahrungsaufnahme über das Maß der jedesmaligen Erhaltungskosten in Form von Eiweiß, von Fett oder von Kohlenhydraten erfolgt. Es kommt nicht auf die Beschaffenheit des brennbaren Materials, sondern auf seinen Energiegehalt an, wobei auch der des Alkohols und der organischen Säuren einzurechnen ist. Für den Umfang der Fettanreicherung sind 100 g Fett, 225 g Kohlenhydrate, 225 g Eiweiß oder 130 g Alkohol gleichwertig, deren Ruheeffekt nach Kalorien bemessen wird. 1 g

glier. Dies soll geschehen durch die Einwirkung auf die Gestaltung des Dienstvertrages, Gewährung von Krankenunterstützung und Nachschub. Errichtung kostenloser Stellennachweise für Mitglieder, obligatorische Lieferung des Verbandorgans und Pflege der Geselligkeit und Solidarität durch Abhaltung regelmäßiger Versammlungen und Veranstaltung ausfallender Vorzüge.

Ein Antrag, ein Eintrittsgeld von 20 Pfg. zu erheben, fand Annahme.

Als monatlicher Beitrag wurden 40 Pfg. festgelegt. Wo höhere Beiträge erhoben werden, soll der Ueberfluß als Zusatzbeitrag gelten.

Als Krankenunterstützung zahlt der Verband nach einjähriger Mitgliedschaft bis zu 18 Mk. und zwar pro Woche 3 Mk. von der zweiten Woche an; bei zweijähriger Mitgliedschaft erhöht sich die Unterstützung bis zu 21 Mk.

Freier Rechtschutz wird den Mitgliedern nach 3 Monaten Mitgliedschaft gewährt in Streitigkeiten, die aus dem Dienstverhältnis entspringen.

In Bezug auf den Stellennachweis hatte die Generalkommission vorgeschlagen, daß die einzelnen Ortsgruppen mit der Zustimmung des Verbandsvorstandes Stellennachweise errichten können, sofern nicht an Orte ein städtischer Arbeitsnachweis vorhanden ist, dessen Einrichtungen den von der Arbeiterchaft zu stellenden Ansprüchen genügen und auf dessen Verwaltung der Arbeiterchaft Einfluß zusteht. In der Diskussion über diesen Vorschlag zeigte sich viel Mißtrauen gegenüber den städtischen Nachweisen, die fast nirgend den Anforderungen der Organisationen auch nur annähernd entsprechen. Wo man eigene Stellennachweise errichtet habe sei man mit den erzielten Resultaten sehr zufrieden. Genossin Zieg meinte, daß selbst da, wo der Organisation ein größerer Einfluß zugefallen würde, der eigene Nachweis eine unabdingbare Notwendigkeit für den Fortschritt der Organisation sei. In Hamburg habe man die besten Erfolge damit erzielt; der Nachweis sei geradezu eine Vorbedingung und das Rückgrat einer tüchtigen Organisation. Als Mittel der Agitation unter den Dienstmädchen sei der eigene Nachweis nicht zu entbehren.

Die Konferenz entschied sich für den Vorschlag der Generalkommission mit dem Zusatz, daß die städtischen Nachweise auch den Ansprüchen der Verwaltung des Verbandes genügen müssen.

Für Frage des Verbandsvorstandes lagen verschiedene Anträge vor. Von Hamburg war beantragt, die „Gleichheit“ einzuführen; der Berliner Verein trat für die jetzt bestehende und in 11 Städten verbreitete Monatschrift ein; die Generalkommission beantragte, der Verband solle das Berliner Organ übernehmen und als Verbandszeitung obligatorisch einführen. Genossin Rich trat für die „Gleichheit“ ein, die eventuell ein eigenes Verblatt für die Dienstboten herausgeben werde, um damit den Ansprüchen des Verbandes zu genügen. Genosse Bauer erklärte, daß man aus Zweckmäßigkeitsgründen auf ein eigenes Organ nicht verzichten könne. Genossin Baar wünschte, die einzelnen Orte, besonders Hamburg, möchten sich die „Gleichheit“ durch Erhebung eines Zusatzbeitrages erhalten.

Die Konferenz nahm den Antrag der Generalkommission an. Die Zeitung erscheint als Fortsetzung der Berliner Monatschrift und führt auf Antrag des Mannheimer Vereins den Titel: „Zentralorgan des Verbandes der Hausangestellten Deutschlands“. Die Zeitung wird herausgegeben in Berlin, dem Sitz des Verbandes, und wird von der Vorherrschaft des Verbandes redigiert. Als Vorsitzende wurde die Genossin Baar gewählt. Als Sitz des Ausschusses bestimmte die Konferenz Hamburg und als Vorsitzende des Ausschusses Genossin Köhler. Die Bestimmungen für den Verband treten am 1. April in Kraft.

Die Statuten wurden im übrigen, wie von der Generalkommission vorgeschlagen, angenommen. Zum Schluß wurde noch die Notwendigkeit der Mitwirkung der Gewerkschaftskartelle bei der neuen Organisationsarbeit betont und der Wunsch ausgesprochen, daß die Kartelle Einrichtungen treffen, um stellunglosen oder reichenden Mädchen Unterkunft zu gewähren.

Nach kurzen Ansprüchen der beiden Vorsitzenden hatte die Konferenz ihr Ende erreicht.

Parteinachrichten.

Ueber die gestrigen Wahrschuldemonstrationen in Berlin meldet das „Son. Volksrecht“: Die Demonstrationen in Berlin und Umgebung hatten einen ungeheuren Verlauf angenommen. Die große Mehrheit der Demonstranten konnte in den Sälen keinen Platz finden, weshalb sie auf der Straße den Schluß der Versammlungen abwarteten. Nach Beendigung derselben entzettelten sich massenhafte Straßendemonstrationen, die im Gegenatz zu früher von der Polizei nicht belästigt wurden. Die Polizei hatte sich in der Hauptstadt darauf beschränkt, den

Schloßbezirk abzusperren. Die Passage unter den Bünden war freigegeben bis dort, wo die Friedrichstraße die Linden kreuzt. Dort wurde den Massen der Durchgang verweigert und alles nach der Friedrichstraße zu abgedrängt. — In den Vororten war Gendarmen hoch zu Ross und die ganzen Polizisten und Nachwächter aus der Umgebung zusammengezogen; aber auch sie verhielten sich vollständig passiv. — Die Absperzung des Schloßbezirks wurde auch in den Abendstunden noch aufrechterhalten.

Die Meldung des „Son. Volksrecht“ lautet:

Für den heutigen Sonntag hatte die sozialdemokratische Parteileitung eine Anzahl Versammlungen einberufen mit der gemeinsamen Tagesordnung: Freies Wahlrecht oder Mandatsfälschung und Ausnahmegeetze. Referenten waren: Boesle, Bernhard, Brunz, Eichhorn-Mannheim, Emmel-Mühlhausen, Richard Köcher, Adolf Hoffmann, Hugo Heumann, Paul Strich, Lehmann-Wiesbaden, Ledebour, Hannich, Robert Schöner, Stadthagen, Ströbel, Wels, Rietich, Rubel. Die Versammlungen waren wohl besucht, aber durchaus nicht überfüllt. Die Redner nahmen zu dem Versuch, die sozialdemokratischen Abgeordneten aus dem Preussischen Landtag durch Einlegung von Wahlprotesten zu entfernen, Stellung und geistlichen Verlesungen in scharfen Worten. Die Versammlungen verliefen im allgemeinen ruhig. Von den Einberufern wurde zum Schluß die Versicherung abgegeben, daß im Falle die Mandate der sozialdemokratischen Abgeordneten im Preussischen Landtag als ungültig erklärt werden sollten, dann die sozialdemokratische Partei mit aller Energie in die Wahlkämpfe eintreten wolle und daß sie nicht früher ruhe, bis das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht mit geheimer Stimmabgabe für alle Personen über 21 Jahre ohne Rücksicht auf das Geschlecht durchgeführt ist.

Ein spätes Nachspiel zur Meißner 1908. Vom Schöffengericht zu Nordhausen waren neuerlich zwei Arbeiterinnen zu je einem Monat Gefängnis verurteilt worden, weil sie bei der Meißner des Vorjahres einige Arbeiter und Arbeiterinnen, die sich an der Feier nicht beteiligten, sondern arbeiteten, beschimpft haben sollten. Die beiden Angeklagten hatten bestritten, die beleidigenden Worte gebraucht zu haben. Das Gericht hielt das jedoch auf Grund der Zeugnisaussagen für erwiesen und verurteilte sie auf Grund des § 153 der Gewerbeordnung. Am Mittwoch fand vor dem Nordhäuser Landgericht die Berufungsverhandlung statt. Der Verteidiger bestritt, daß die Täter das der Angeklagten erwiesen sei; außerdem sei das Urteil auch nach rechtlich unhaltbar. Der § 153 der Gewerbeordnung könne nicht in Betracht kommen. Die Meißner sei eine allgemeine Feier und kein Streik.

Der Vertreter der Staatsanwaltschaft erklärte dagegen, daß auch der 1. Mai als ein Streik betrachtet werden müsse, denn dieser Tag gelte als Machttage an die Arbeitgeber. Es sei ein großer Teil der Arbeiter, der sich der Geschäftsordnung füge und die Feier nicht mitmache. Denjenigen, die diese Arbeiter, weil sie sich der Bewegung nicht anschließen, noch bestrafen, müsse durch eine hohe Gefängnisstrafe flug gemacht werden, daß auch sie sich der Geschäftsordnung zu fügen hätten. Wohl stelle der Staat jedem Arbeiter frei, seine zu feiern, aber es müsse alles seine Grenzen haben. — Der Gerichtshof hob nach kurzer Beratung das erstinstanzliche Urteil auf und erkannte auf eine Gefängnisstrafe von einer Woche wegen Vergehens gegen § 153 der Gewerbeordnung.

Die staatsgefährlichen roten Schleifen. Vom Bochumer Schöffengericht war der Genosse Freudenstein aus Langendreer wegen Tragens eines Kranzes mit roter Schleife zu 10 Mk. Geldstrafe verurteilt worden. Die Verurteilung wurde am Mittwoch vor der Strafkammer des Bochum verhandelt. In einem früheren Termin war beschlossen worden, Beweis darüber zu erheben, ob in Langendreer das Tragen dererigen Schleifen bei Versammlungen von Mitgliedern der sozialdemokratischen Partei üblich sei. Rechtsanwalt Dr. Nawitzki wies auf ein im vorigen Jahre gefälltes Urteil des Bochumer Schöffengerichts hin, in welchem dies ausdrücklich festgestellt wird. Ein Polizeibeamter aus Langendreer erklärte jedoch, ihm sei nicht bekannt, daß in Langendreer diese Sitte als üblich gelte. Genosse Maltus als Entlastungszeuge betonte, daß bei einer ganzen Reihe von Leichenbegängnissen die Behörde gegen das Tragen dererigen Kranze nichts einzuwenden gehabt habe. Der Verteidiger führte aus, daß zwar nach dem alten Vereinsgesetz eine Verurteilung zulässig gewesen sei, das neue Vereinsgesetz spreche aber nur vom Verstoß gegen die Sitten. Als solcher sei der Angeklagte keinesfalls anzusehen. Seine Tätigkeit habe sich nur auf das Tragen des Kranzes beschränkt. Von einem öffentlichen Aufzuge könne keine Rede sein, da ein derartiger Leichenzug in Langendreer niemals eine Seltenheit ist, weshalb Verurteilung erfolgen müsse. Das Gericht kam trotzdem zur Verurteilung der Verurteilung. Nach dem Urteil des Kammergerichts sei jedes Leichenbegängnis, bei dem eine über den Zweck hinausgehende Absicht verfolgt werde, als ein außergewöhnliches anzusehen, was hier der Fall gewesen. Aus den Zeugnisaussagen

zu den Großstädten der Welt, worunter nur solche Städte zu verstehen sind, die mindestens eine Million Einwohner haben: London und seine Vorstädte 7 021 800 Einwohner; New York 4 113 000 Einwohner; Paris 3 763 000 Einwohner; Chicago 2 049 000 Einwohner; Berlin 2 040 000 Einwohner; Wien 2 000 000 Einwohner; Tokio 1 819 000 Einwohner; Philadelphia 1 442 000 Einwohner; Petersburg 1 429 000 Einwohner; Moskau 1 359 000 Einwohner; Konstantinopel 1 060 000 Einwohner; Buenos-Aires 1 084 000 Einwohner; Peking 1 000 000 Einwohner. Der höchste Punkt unserer Erde ist der Gipfel des Mount-Everest in Asien, welcher 8840 Meter hoch ist. Der höchste Berg in Amerika ist der Monacagua mit 7040 Meter; in Afrika ist der höchste Gipfel der Kilimandscharo mit 6010 Meter; in Europa ist am höchsten der Etna mit 5629 Meter. Neben dem Mount-Everest ist der Montblanc mit seinen 4810 Metern nur ein Zwerg. Die längsten Flüsse sind: in Afrika der Nil mit 6400 Kilometer; in Amerika der Amazonasstrom mit 5500 Kilometer; in Asien der Jensei mit 5500 Kilometer; in Europa die Wolga mit 3400 Kilometer. Der größte der Ozeane ist der Stille Ozean mit 170 Millionen Quadratkilometern; der Atlantische Ozean hat nur 100 Millionen Quadratkilometer. Man sieht also, daß in geographischer Hinsicht Europa immer an letzter Stelle steht: es hat aber eine Revanche, da es in dem Eisselturm mit seinen 300 Metern das höchste Bauwerk besitzt, das von Menschenhand errichtet worden ist. Der Eisselturm folgte: der Obelisk von Washington mit 169 Meter; die Wale Antonelliana in Turin mit 164 Meter; die Türme des Kölner Domes mit 156 Meter; die Turmspitze der Domkirche von Rom mit 150 Meter.

Die Geschichte der Guillotine. Aus Paris wird berichtet: Die Guillotine, die nun in Frankreich schon so lange ihres mörderischen Amtes nicht gewaltet, hat bei den jüngsten Hinrichtungen ihre Wiederauferstehung erlebt und bildet jetzt unter den Franzosen wieder das Gespräch des Tages, nicht viel anders als damals, da die „berühmte Erfindung des Dr. Guillotin“ die Gemüter in Aufregung versetzte. Aber der zweifelhafte Ruhm, die Guillotine erbracht zu haben, gebührt gar nicht dem gutmütigen, modernen Arzte, der aus philanthropischen Gründen für eine Reform der Hinrichtung eintrat; vielmehr ist dieses schauerliche Werk schon im Mittelalter in seinen Grundformen vielfach verwandt worden, so läßt sich sogar bis in die Prähistorie zurückverfolgen. Wenigstens hat man in Frankreich unter Runden aus dem Steinzeitalter, die zu Lim (Aisne) 1865 gemacht wurden, ein sehr gewichtiges Hadeweser aus Kieselstein aus Licht gefördert, in dem die Archäologen eine Art mechanischen Kopfabhebers erkannt haben. Nach den Erläuterungen Bignon-Delaunays wurde dieses Steinmesser von den Menschen der Steinzeit, mit einem Gewicht von etwa 100 Kilogramm belastet, an einem Seil aufgehängt und dann nach Art eines Pendels behandelt, mit dem darunter durchgeführten Hammer die Köpfe abgehauen wurden. Die ersten Berichte über Kopfabheben in der Art der Guillotine werden uns aus Völkern im dreizehnten und aus Deutschland im vierzehnten Jahrhundert überliefert. Doch haben auch schon die alten Römer und die Chinesen Hinrichtungswerkzeuge gehabt, die sehr ähnlich

gehe ferner heri Langendreer nicht

Bom Straßo Offenburg (Volksblatt) meß Berleger Bof d der sich durch e lung der Arbeit schreibe Kritik berechtigt erwiesen sei, zu eine Geldstrafe

Verurteilung Schwebens. De abgeordnet: L i mune Stochholm nition beiget sozialdemokratis fihende, Genot willkommen und tratie als eine R gen Lindhagens noch allein vom Neberstift ist di Reichstags auf

Geu

Steinarbeiter dauert fort. Ba Reichenbach Reitsamer Deshalb ist die g arbeiter am Pla

Der Cadaver „Borussia“ ist f mühlen flets Re erreicht hatten. dem sie am Mon eine Ueberichid wieder eine mach der Betriebsführ zusammen und v nerstag nachmit fuhren wieder ei Steiger, der un schärfmsten zu l Gefügigkeit der G daß die Leute m En-laffungseheint lanten, bezeichne

Weitere Steig Auf der Gise-G an, daß dies wege industriellen Bea

Ein siegreicher In der Baunm Bühl (Oberellf beiter und Arbe holter Neffamati fallenben Parteig gegeben, so daß an Arbeit erfolgte. hat der Deutsche amtenchaft den

Tarifsignum für das Holzge haben den Arb kündigt. Bei der daß er der Arbe werde und der ne 1911 Geltung ha

Bei den Ar in Saalfeld, stättanden, wurde und 13 genehmigt fielen 574, auf die beiterbeisierwahl

fonstruiert waren Guillotine ganz Gromit des Bea Köpfmachine des Kleinmachers G Manlius darstell Guillotine im Vi stützen, die einen Brettern in die r der Denker eine V hält, während er den Kammloch be Art niederfällt u Abfederers von in etwas anderer einem halbmondfö einer in den Hol. Blatt des Stalter „Mannais“ die ner, die schon im nach einem Privi Anwendung lam. des halbmondfö von Schwaben m dem Namen un den; bei der Hin Maschine, deren d von der Guillot „Sungfrau“, eine Art, die an einem rellte. Der Reich seiner Kriechschid seine Kriechmachin seinem Antra, b der Nationalversl icht sicher und

Die Worte, mit i ihnen damit jeb forzag n und empfindung“, erve nen Vorschlag von makte i ch direkt richtungsmethode feiten in die, die dem Schwerte Ro bis zu dem Beine geben. erkennt Geistes, deren En Dr. Antoine Pou Guillotin vorget hatte, wurde das Geich einestricht nächst wurde die des Kollegiums d Quillotte genannt. Dürerte sich zur Name Quillotine Leben verflitter. nahm ein deutliche von 305 Franken.

unter den Linden war
die Linden kreuz
erwehrt und alles nach
den Vororten war
Polizisten und Nach-
ten; aber auch sie ver-
sperrung des Schloß-
noch aufrechterhalten.
Bureau" lautet:
die sozialdemokratische
in einberufen mit der
fremd oder Mandats-
nten waren: Boesle,
Emmel-Wahlbauern,
Reimann, Paul Hirsch,
uch, Robert Schir-
ch, Rubeil. Die Re-
schau nicht überfüllt,
zialdemokratischen Ab-
durch Einlegung von
geheilten dieses Ver-
mungen verliefen im
a wurde zum Schluss
die Mandate der so-
zialistischen Kandidaten als
zialdemokratische Bar-
n zintreten wolle und
allgemeine, gleiche und
ade für alle Personen
nicht durchgeführt ist.

Vom Schöffengericht
Arbeiterinnen zu je-
den, weil sie bei der
Arbeiterinnen die be-
arbeiten, beschimpft
den bestritten die be-
Gericht hielt das je-
werden und verur-
ordnung. Am Mitt-
die Berufsungsver-
das die Täterhaft
das Urteil aber auch
ordnung könne nicht
eine allgemeine Feier

erklärte dagegen, daß
werden müßte, denn
Arbeitgeber. Es sei
Gefühlsschwäche
enigen, die diese Ar-
ang leben, noch be-
nag gemacht wer-
gatten hätten. Wohl
e zu feiern, aber es
Gerichtshof hob nach
auf und erkannte auf
gen Vorgehens gegen

Vom Bochumer
reubenstein aus
Anzuges mit roter
den. Die Verurteilung
m e r Bochum ver-
beschlüssen worden,
reer das Tragen der
trageliebner der sozial-
anwalt Dr. Harnpitz
Urteil des Bochumer
sdrücklich feststellte
erklärte jedoch, ihm
Seite als ursprünglich
ge befand, daß bei
die Behörde gegen
wenden gehabt habe,
dem alten Vereins-
das neue Vereins-
Leiter. Als solcher
Seine Tätigkeit habe
beschränkt. Von einem
n, da ein derartiger
Selbstamt ist, wes-
Vericht kam trotzdem
Urteil des Kammer-
eine über den Zweck
n außergewöhnliches
den Zeugnisaussagen

ur solche Städte zu
Einwohner haben:
münchen; Kempten;
Einwohner; Chicago
Einwohner; Wien
Einwohner; Philadelphia
Einwohner; Mos-
106 000 Einwohner;
ing 1 000 000 Ein-
ist der Gipfel des
er hoch ist. Der
mit 7040 Meter; in
aro mit 6010 Meter;
6629 Meter. Neben
seinen 4810 Metern
in Afrika der Nil
onenstrom mit 5500
ilometer; in Europa
der Ozeane ist der
ilometer; der At-
dratkilometer Man
Europa immer an-
nde, da es in dem
sle Bauwerk besitzt.
t. Dem Eiffelturm
9 Meter; die Höhe
Türme des Kölner
Domkirche von Rom

aris wird berichtet:
so lange ihres mög-
lichen Einrichtun-
bet steht unter dem
nicht viel anders als
Dr. Guilloin" die
zweifelhafte Raum,
gar nicht dem güt-
lichen Gründen für
ur ist dieses schauer-
einen Grundformen
ur bis in die Prä-
man in Frankreich
Rimé (Märe) 1866
esser aus Kieselstein
eine Art mechanischen
Erklärungen
von den Menschen
100 Kilogramm be-
nach Art eines Pen-
darmen Bericht über
rden aus der Fabrik
die letzten Jahre
die sehr ähnlich

gebe ferner hervor, daß ein derartiges Zeichenbegünstigt in
Längendruck nicht als ordentlich anzusehen sei.

Vom Straßentor der Presse. Vor dem Schöffengericht
Offenburg (Baden) wurde sich Genosse J. Winter vom
Volksblatt wegen Verleumdung verantworten. Kläger war der
Verleger B. o. s. des in der letzten Nummer des Volksblattes,
der sich durch einen Artikel beleidigt fühlte, worin die Behand-
lung der Arbeiterfrage seiner Druckerlei getadelt wurde. Durch
zahlreiche Zeugen wurde nachgewiesen, daß im allgemeinen die
Kritik berechtigt war. Das Gericht kam indes, da nicht alles
erwiesen sei, zu einer Verurteilung des Genossen Winter, dem
eine Geldstrafe von 50 Mk. auferlegt wurde.

**Verstärkung der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion
Schwedens.** Der Stockholmer Bürgermeister und Reichstags-
abgeordneter Lindhagen ist am Dienstag der Arbeiterkom-
mune Stockholm und somit der sozialdemokratischen Parteior-
ganisation beigetreten. Er nahm noch am selben Tage an der
sozialdemokratischen Fraktionsversammlung teil. Der Fraktionsvor-
sitzende, Genosse Branting, hielt das neue Parteimitglied
willkommen und bezeichnete seinen Uebertritt zur Sozialdemo-
kratie als eine Konsequenz der radikal-demokratischen Anschauun-
gen Lindhagens und als den formellen Schritt, der ihn bisher
noch allein vom sozialdemokratischen Lager trennte. Durch den
Uebertritt ist die sozialdemokratische Fraktion des schwedischen
Reichstags auf 34 Köpfe angewachsen.

Gewerkschaftsbewegung.

Steinarbeiter. Der Streik in Emdorf bei Magdeburg
dauert fort. Bei diesem, sowie bei dem Steinarbeiterstreik in
Reichenbach (Sachsen) ist eine Reihe städtischer Ar-
beitsämter herabgesetzt, Streikbrecher zu verurteilen.
Deshalb ist die größte Vorsicht bei Arbeitsangeboten für Stein-
arbeiter am Platz!

**Der Sachverhalt der Entlassung der Steiger auf Bede
„Dornika“** ist folgender: Die Steiger — es sind ihrer sechs —
mühten stets Ueberbieten machen, wenn sie ihr „Soll“ nicht
erreicht hatten. Das kam wöchentlich bis zu dreimal vor. Nach-
dem sie am Montag — aus dem angegebenen Grunde — wieder
eine Ueberbieten machen mußten, sollten sie auch am Dienstag
wieder eine machen. Das taten die Steiger nicht; darauf fuhr
der Betriebsführer Mittwoch früh in die Grube, rief die Steiger
zusammen und verlangte, daß sie sofort ausfahren. Am Don-
nerstag nachmittag wurden die Steiger wieder gerufen; sie
führten wieder ein. Am Freitag mußte schon wieder einer der
Steiger, der unter der Behandlung des Betriebsführers am
schlimmsten zu leiden hatte, eine Strafschicht verdrängen. Die
Gefügigkeit der Steiger ist nur verständlich, wenn man bedenkt,
daß die Leute mit einer „unreinen Arbeit“ (somit man die
Entlassungsgeheimnisse, die nicht auf den letzten Tag des Monats
lauten, bezeichnet) nirgends wieder Arbeit bekommen können.

Weitere Steigerentlassungen. Schoppinich, 24. Januar.
Auf der Grube-Grube wurden elf Steiger entlassen. Man nimmt
an, daß dies wegen ihrer Jugendigkeit zum Bunde der technisch-
industriellen Beamten geschehen ist.

Ein siegreicher Streik in der elbsässischen Textilindustrie.
In der Baumwollweberei von G. o. d. e. r. e. s. i. e. r. in
Bühl (Oberlausitz) streikten während acht Tagen alle 300 Ar-
beiter und Arbeiterinnen, weil sich die Firma — trotz wieder-
holter Reklamationen — geweigert hatte, die in die Arbeitszeit
fallenden Parteistunden zu bezahlen. Jetzt hat die Firma nach-
gegeben, so daß am Sonnabend, den 23., die Wiederaufnahme der
Arbeit erfolgte. Unter der größtenteils unorganisierten Leute
hat der Deutsche Textilarbeiterverband, dessen Milbäuserer Be-
amtschaft den Streik leitete, zahlreiche Mitglieder gewonnen.

Tariffestimmung. Der „Südwestdeutsche Arbeitgeberverband
für das Holzgewerbe“ hat in Mannheim ein „Ludwigs-
baben der Arbeiter“ den bisher gültigen Tarifvertrag ge-
kündigt. Bei der Kündigung erklärte der Arbeitgeberverband,
daß er der Arbeiterkassette einen neuen Tarifentwurf vorlegen
werde und der neu abzuschließende Vertrag bis zum 11. Februar
1911 Geltung haben soll.

**Bei den Arbeitgeber - Wahlen zum Gewerbe - Gericht
in Saalfeld.** die zum erstenmal nach der Verhältniswahl
stattfanden, wurden fünf vom Gewerkschaftsstellvertreter
und 13 gegnerische Arbeitgeber gewählt. Auf unsere Liste ent-
fielen 574, auf die gegnerische Liste 1660 Stimmen. Bei der Ar-
beiterbeiratswahl wurden bekanntlich sämtliche 18 vom Gewerk-

konstruiert waren. Das erste genaue Dokument über ein der
Guillotine ganz ähnliches Instrument finden wir 1507 in der
Chronik des Jean d'Anthon, der eine Einrichtung mit dieser
Köpfmaschine genau beschreibt. Eine Abbildung des Nürnberger
Kleinmeisters Georg Benz, die die Einrichtung des Titus
Manlius darstellt, führt uns dann diese vor Guillotin bestehende
Guillotine im Bilde vor. Der Diktator kniet vor zwei Holz-
stützen, die einen Mampfholz tragen; sein Kopf ist zwischen zwei
Drehtüren in die richtige Stellung gebracht; auf dem Rücken hat
der Helfer eine Art Aufleger, die er mit der rechten Hand fest-
hält, während er mit der linken Hand vermittelst eines Seiles
den Mampfholz herunterläßt, der mit aller Gewalt auf die
Art niederfällt und den Kopf durchschneidet. Ein Kupferstich
Alfreds von 1552 gibt die Einrichtung des Titus Manlius
in etwas anderer Form, denn hier wird der Verurteilte mit
einem halbmondförmigen scharfen Messer enthauptet, das in
einer in den Holzstützen angebrachten Rinne herabfällt. Ein
Blatt des Italieners Bonaiuti aus derselben Zeit zeigt die
„Mannia“, die vielbekannte Hinrichtungsmaschine der Itali-
ener, die schon im dreizehnten Jahrhundert erwähnt wird und
nach einem Privileg nur bei den Adeligen und Klerikern zur
Anwendung kam. Hier ist es bereits ein gerades Messer statt
des halbmondförmigen, das herabfällt. Schon Nonradin
von Schwaben war 1286 durch eine solche, von den Deutschen mit
dem Namen „welche Rasse“ belegte Maschine enthauptet wor-
den; bei der Hinrichtung der Beatrice Cenci funktionierte eine
Maschine, deren genaue Beschreibung sich nur in Kleinigkeiten
von der Guillotine unterscheidet. Die Schotten hatten ihre
„Amputator“, eine Art Schanzschiffstimmer und mit Blei belasteter
Art, die an einem Seil befestigt war und über einen Flaschenzug
reichte. Der Reicher Collet gibt die Maschine 1593 auf einem
seiner Kriechschiffe wieder. Guillotin hatte also nicht nötig,
seine Vorrichtung erst zu erfinden. Er hatte denn auch mit
seinem Antrag, den er am 10. Oktober 1789 in sechs Artikeln
der Nationalversammlung vorlegte, nur die Absicht, eine mög-
lichst sichere und schnelle Methode der Hinrichtung durchzuführen.
Die Worte, mit denen er seine Maschine empfahl: „Ich lasse
Ihnen damit jeden Kopf in einem Wimperzucken herunter-
bringen und Sie haben dabei nicht die geringste Schmerz-
empfindung“, erraten einen Seilschneidestrich und machten seinen
Vorschlag populär. Das offizielle Organ, der „Moniteur“,
mühte sich direkt gegen die Fälschlichmachung der neuen Hin-
richtungsmethode zu wenden: „Eine der verwerflichsten Gewohn-
heiten ist die, über Hinrichtungen sich lustig zu machen. Seit
dem Schwerte Karls des Großen, das man das „Justiz“ nannte,
bis zu dem Beinamen „Die Witwe“, die man dem Volgen ge-
geben, erkennt man in unserer Nation eine Schwäche des
Geistes, deren Sitz in der Seele ist.“ Nachdem man von dem
Dr. Antoine Louis einen mündlichen Bericht über die von
Guillotin vorgeschlagene Methode und Maschine eingeordnet
hatte, wurde das Kopfinstrument am 20. März 1791 durch ein
Gesetz eingeführt und am 25. März vom König bestätigt. Zu-
nächst wurde die Maschine nach dem Dr. Louis, dem Sekretär
des Kollegiums der Pundärzte, die „Kleine Louisin“ oder
„Louisette“ genannt. Aber durch ein Spottgedicht auf Guillotin
bürgerte sich zur Verewöhnung des phantastischen Arztes der
Name Guillotine ein. Dieser Umstand hat ihm sein späteres
Leben verkümmert. Die Ausführung der ersten Guillotine über-
nahm ein deutscher Mechaniker Schmitt für das Mindestangebot
von 305 Franken.

schaftskartell vorgeschlagene Kandidaten gewählt, da die so-
genannten „reichsten Arbeiter“ nicht die notwendigen Kandi-
daten zur Vorwahlauflage aufbringen konnten.

Unternehmerterrorismus. Nachstehende, aus der letzten Zeit
stammende Berrückterungen des Gesamtverbandes Deut-
scher Metallindustrieller können wir wieder ver-
öffentlichen:

S.-Nr. 126/7. Rundschreiben Nr. 1 pro 1909.
Bei der Firma C. Albers u. v. Drahten in Mesdorf
sind die in der Anlage verzeichneten Fischer usw. in den
Streik getreten. Wir bitten, diese sowie alle von
genannter Firma kommenden Arbeiter bis auf weiteres nicht
einzustellen.

Gleichzeitig bitten wir Sie, davon Kenntnis zu nehmen, daß
sich unter Rundschreiben Nr. 64 vom 4. April 1908 erledigt.
Gesamtverband Deutscher Metallindustrieller.

Die diesem Rundschreiben beigefügte Anlage enthält die
Namen, Geburtsorte und -orte der streikenden Arbeiter.
Es werden hierdurch 24 Fischer, 1 Drechsler, 1 Bildhauer,
9 Maschinenarbeiter und 1 Arbeiter an anderweiter freiwilliger
Arbeit gebittet.

S.-Nr. 39. Berlin, den 16. Januar 1909.
Rundschreiben Nr. 2 pro 1909.
Bei der Firma Rheinische Glasbütten-Aktien-
gesellschaft in Köln-Ehrenfeld haben die Arbeiter
Lohnforderungen erhoben, die nicht bewilligt werden konnten.
Wir bitten, alle Arbeiter der genannten Firma bis auf weite-
res nicht einzustellen.

S.-Nr. 39. Berlin, den 16. Januar 1909.
Rundschreiben Nr. 4 pro 1909.
Bezugnehmend auf unser Rundschreiben Nr. 213 vom 16. No-
vember 1908, betreffend die Bewegung bei der Firma Otto
Kroppe in Hebdorf teilen wir Ihnen mit, daß nach noch
die in der Anlage unter 1 aufgeführten Gießerarbeiten als
ausständig zu betrachten sind.

Die Gewerkschaftspresse hat die Sperrung über die genannte
Firma verhängt und es werden auch diejenigen Werke, die von
dem genannten Betriebe Guss übernehmen, mit Streik bedroht.
So haben die Gießerarbeiten der Rheinischen Verg-
bau- und Hüttenwerke u. a. u. a. (Wiederbeimelde Hütte
zu Duisburg) sich geweigert, Modelle der Firma Kroppe zu
gießen. Die genannte Hütte sah sich deshalb veranlaßt, den in
der Anlage unter 2 aufgeführten Gießerarbeitern zu kündigen.
Wir bitten Sie deshalb, die in der Anlage aufgeführten Ar-
beiter bis auf weiteres nicht einzustellen.

Soziales.

Merzte über Merzte und freie Arztwahl. In einem Rund-
schreiben, das eine Anzahl Merzte in Magdeburg an ihre
Kollegen erlassen haben, wird für die Aufhebung der „einstufigen
Körderung der freien Wahl“ für alle Krankenkassen Propaganda
gemacht und zur Begründung u. a. folgendes angeführt: „Die
freie Arztwahl hat die Hoffnungen, die wir auf sie gesetzt haben,
leider nur zum kleinen Teile erfüllt. Zwar schließt sie den Arzt
vor Willkür der Kassenvorstände bis zu einem gewissen Grade;
sie kann aber nur mit Hilfe von Kontrollkommissionen arbeiten,
d. h. einer Art Polizei, deren bloßes Bestehen für einen Stand
studierter Männer etwas Beschämendes, deren Anträgen und
Nachprüfungen für jeden feinsinnigen Arzt immer etwas Pein-
liches haben. Und trotzdem ist noch keine Kontrollkommission
instand gesetzt, unzulässige Elemente wirksam auszuschließen;
vielmehr ist es nicht wegzuleugnen, daß bei der freien Wahl
die selbstlos denkenden Kollegen die Geschäftsführer und Beschü-
der der praktisch-rechtlichen und streupflichten Herren geworden sind.“

Daß durch die freie Arztwahl allen Kollegen gleichmäßig Ar-
beitsgelegenheit gegeben wurde, werden heute wohl selbst die be-
geistertsten Anhänger nicht mehr als Vorzug ihres Bestehens
anpreisen wollen. Selbstsucht, Mißgunst und Neid wuchern
auch bei der freien Arztwahl unter nicht charakteristischen Kollegen
ebenso wie früher. Und an Stelle der früher so oft den anderen
Systemen vorgeworfenen Kassenjalousie können wir heute eben so
oft eine nicht minder unedle Kassenjalousie beobachten. ...“

Nachdem betont worden ist, daß die freie Arztwahl auch inso-
fern eine Gefahr für die Zukunft des Arztstandes bedeutet,
als durch die Aufnahme der Einzelleistungen — trotzdem die
Krankenkassen ihre Gesamthonorare erhöhen — die Bezahlung
der Einzelleistungen auf einen oft bescheidenen niedrigen Stand
sinks und infolgedessen das Ansehen des Standes beeinträchtigt
wird, heißt es zum Schluß: „Wir geben zu, daß auch das
System der Fixierung und das System der beschränkten, freien
Wahl ihre Mängel — vielleicht große Mängel — haben. Aber
wir geben heute, wo genügend Erfahrungen mit der freien Wahl
vorliegen, nicht mehr zu, daß das System der freien Arztwahl
das bessere oder gar das allein gute ist. Alle 3 Systeme haben
ihre Vorzüge und ihre Mängel, keines ist vorzüglich und stark
genug, dem anderen seine Falschberechtigung abzusprechen und
darum werden alle drei Systeme neben einander bestehen bleiben.
Und wenn wir uns für die freie Arztwahl entscheiden, so müssen
wir uns gleichzeitig festsetzen: Schiedsgerichte oder Einigungs-
ämter willkürliche Kündigungen oder Entstellungen selbstherr-
licher Kassenvorstände verhindern werden, dann werden die An-
hänger aller drei Systeme friedlich nebeneinander arbeiten
können.“

Zum Kölner Merzestreich. Wi. der Sekretär des Kranken-
kassenverbandes erklärte, könne der Ausgang des Merzestreichs
nicht zweifelhaft sein. Schon jetzt stehen den Köffen 67 Merzte
und 16 Zahnärzte zur Verfügung, was über die Anforderungen
der Aufsichtbehörde hinausgeht. Der Streik soll am 1. Februar
seinen Anfang nehmen.

Menschenhandel. Folgendes offenbar einem Unternehmer zu-
gegangene Schreiben zeigt, wie geschäftsmäßig der Handel mit
Menschenfleisch betrieben wird. Das gerade angesichts der Ar-
beitslosigkeit doppelt interessante und für die Prozenzpatronen
bezeichnende Schriftstück lautet:

R. B.
Wir gestalten uns, mit Gegenwärtigem ergebenst mitzu-
teilen, daß wir in der Lage sind, für das Frühjahr 1909 zutei-
liche Arbeiter, die den Arbeitsbedürfnissen in Deutsch-
land nicht unterliegen, sowohl in größeren als auch in kleineren
Partien abzugeben. Auf Wunsch stellen wir auch ganzjäh-
rliche Arbeiter. Da sich diese Leute für die Beschäftigung
in Ihrem Betriebe sehr gut eignen, teilweise in derartigen
Betrieben auch schon tätig waren, erlauben wir uns hiermit
anzufordern, ob Sie geneigt wären, solche einzustellen? Un-
sern hierbei in jeder Weise entgegenzukommen, sind wir be-
reit, nur unsere Selbstkosten zu berechnen (12%).

Wir sind davon überzeugt, daß ein Versuch Sie befriedigen
wird und Sie veranlassen dürfte, künftig Ihren Arbeitsbedarf
regelmäßig bei uns zu decken. Namentlich in Zeiten steigender
Konjunktur und damit verbundenem Arbeitermangel wird es
von großem Vorteil für Sie sein, eine sichere Quelle in unserm
Grenznähe zum Arbeiterbezugs an der Hand zu haben.

Für das Frühjahr 1909 empfiehlt es sich, die Ausländer
möglichst bald zu bestellen, weil dann durch die uns zur Ver-
fügung stehende Zeit die Auswahl und Umwerbung leichter und
mithin die Qualität der Leute eine bessere ist.

Für baldigst. Nachricht im voraus bestens dankend, stehen
wir mit unseren Versuchsbedingungen und Verträgen zur evtl.
Auftragserteilung, fern zu Diensten und zeichnen inwischen
hochachtungsvoll
Grenznähe der Deutschen Arbeiter-Zentralstelle Berlin.
Neubrunn.

Arbeitslosenfürsorge. Fast täglich melden die bürgerlichen
Zeitungsbüros, daß in der oder jener Stadt „abermals“
Mittel zur Verfügung gestellt worden seien, um die Not der Ar-
beitslosen zu lindern. Daß es sich bei solchen Meldungen und
bei den ihnen zugrunde liegenden Verhältnissen sehr oft um Vor-

spiegelung falscher Tatsachen handelt, wies im Frankfurter Stadt-
parlament Genosse Dittmann wieder einmal an einem typischen
Beispiele nach. Frankfurt am Main war die erste deutsche
Stadt, die einen Arbeitslosenrat zur Prüfung der Wirkungen
der Krise und zur Erarbeitung geeigneter Maßnahmen gegen die
Not der Arbeitslosen geschaffen hat. Große Dinge wurden an-
geregelt. Die Stadt sollte mit leuchtendem Beispiel vorangehen,
alle Tränen sollten getrocknet werden — vor den Bahnen. Nach
dem Stadtratsordnenwahlen prefierte es den bürgerlichen Her-
ren gar nicht mehr. Nicht ein einziges Mal ist der mit so
großem Tamtam angekündigte Arbeitslosenrat noch zusam-
mengetreten; einer privaten Hilfsaktion überließ man es, ein
paar Bettstättchen zur Linderung der allergrößten Not zu-
sammensuchen, von den angeregten oder bewilligten Arbeitslo-
sen wurde kaum eine zur Ausführung gebracht und einzelne
Arbeiter muteten den eingestellten Arbeitslosen überdies zu, vier-
zehn Tage auf ihren Lohn zu warten, damit nur ja der Andrang
zu diesem häßlichen „Bettstättchenrat“ kein allzu heftiger
werde! Und was antwortete der schändlichste Überbürger-
meister Ades unter dem Beifall seiner getreuen Bloddbären,
um den einzelnen Leuten das soziale Gewissen zu schärfen?
„Man möge nur ja nicht glauben, daß der Magistrat sich hier
auf Umwegen eine Nebenregierung aufdrängen lassen werde!
Für „Schärfung des sozialen Gewissens“ der einzelnen Arbeiter
sei der Arbeitslosenrat nicht gegründet worden.“ So sieht es
in der „sozialpolitischen Wästelstadt“ mit der Unterstützung der
Opfer der Krise aus. Wie mag es erst in anderen Städten sein?
Alle bürgerliche Arbeitslosenunterstützung ist: zügelte Humbug,
Spiegel für die Drossel!

Kommunale „Arbeitslosenfürsorge“. Die Stadtverordneten-
Versammlung zu Magdeburg beschäftigte sich am Donner-
stag mit einer Eingabe des Gewerkschaftsstellvertreter, für die Ar-
beitslosen fürsorge zu treffen. Der Antrag, Arbeitslosenarbeiten
in Angriff zu nehmen, wurde für erledigt erklärt, da bereits
387 000 Mk. zu dem Zweck bewilligt worden waren. Zugestimmt
wurde dem Antrage, den Magistrat zu ersuchen, möglichst für
Wärmehallen zu sorgen. Weiter wurde beschlossen, den zur
Speisung bedürftiger Schulkinder zur Verfügung stehenden Be-
trag von 1200 Mk., wenn möglich, zu erhöhen. Daß aber,
worauf es in der Hauptsache mit ankam, wurde abgelehnt, näm-
lich: Mittel zur dauernden Bekämpfung der Arbeitslosigkeit
in den Etat einzustellen, und eine Kommission zu bilden, die
darüber zu beraten hat, ob die Einrichtung einer kommunalen
Arbeitslosenversicherung unter Mitwirkung der Gewerkschaften
möglich sei. Nur dem wurde zugestimmt, an die gesetzgebenden
Körperschaften eine Petition um Einführung einer staatlichen
Arbeitslosenversicherung zu richten.

Auf die von unseren Genossen vorzüglich begründeten An-
träge wachte der Oberbürgermeister Lenke in der Hauptsache
nichts anderes zu erwidern, als daß die Stadt kein Geld für solche
Zwecke habe. Sie müßte sich damit begnügen, durch Beschaffung
von Arbeitslosenarbeiten die schlimmsten Auswüchse zu beschneiden.
Der nationalliberale Justizrat Stern lebte auch die Unter-
stützung der Petition an die gesetzgebenden Körperschaften ab.
Woher sollten die Mittel dazu genommen werden? Die Indus-
trie könne eine weitere Belastung nicht ertragen. Was den
Arbeitern recht sei, sei auch den Handlungsbüchsen und Hand-
werkern billig. Der Weg, in dieser Frage etwas zu erreichen,
sei überhaupt noch dunkel. Die Gewerkschaften hätten ja zum
Teil sehr Schöbliches erreicht; das sei ihnen aber auch möglich,
denn ihre Mitglieder seien die bestbezahltesten Arbeiter, die
große Opferwilligkeit zeigten.

Obwohl unsere Genossen darauf verwiesen, daß man gerade
aus dem Grunde etwas für die schlechter gestellte Arbeiterkassette
tun müsse, stimmten außer ihnen nur einige wenige Bürgerliche
für den Antrag auf Einführung einer kommunalen Arbeits-
losenversicherung; für den Antrag auf Einführung von Mitteln
zur dauernden Bekämpfung der Arbeitslosigkeit stimmte gar
nur ein Bürgerlicher.

Briefkasten der Redaktion.

R. M. Sie sind nicht verpflichtet, irgend einer Religions-
gemeinde anzugehören. Wollen Sie aussteigen, so müssen Sie
beim Amtsgericht zunächst schriftlich Ihre dahingehende Absicht
erklären und sich dann in der vierten bis sechsten Woche nach
der Mitteilung zum Amtsgericht begeben, um Ihren Austritt zu
Protokoll zu erklären. Sie erhalten dort eine Bescheinigung
über den erfolgten Austritt.

Standesamts-Nachrichten.

Bielefeld. In der Zeit vom 18. bis 23. Januar sind beim
biefischen Standesamt angezeigt:

Geburten: Söhne: Arbeiter Gustav Blaue, Notforten-
straße 26; Kellnermeister Ernst Schöff, Teutoburgerstr. 28; Land-
wirt Franz Diedmann, Ehrentorweg; Tischlermeister Fritz
Linge, Ehrentorweg 13; Schlosser Wilhelm Aufmeyer, Ditt-
straße 15; Elektromonteur Eduard Nippel, Lutterstr. 15; Arbeiter
Friedrich Strutz, Herrn-Deinstraße 7; Schlosser Heinrich Lo-
schner, Heeperstr. 29; Betriebsleiter Wilhelm Berghoff, Herrn-
mannstr. 48a; Arbeiter Gustav Kerthoff, Mellerstr. 25; Schlo-
sser Robert Junghahn, Siedemannstr. 33; Briefträger Gott-
lieb Nequart, Kriemhildstr. 7.

Töchter: Tischlermeister Heinrich Generophy, Mohrstr. 30;
Müller Albert Hollmann, Baldhof 8; Banddirektor Max
Sichel, Kalkantenstr. 8; Schneider August Valtrich, Langen-
hagen 40; Schneidermeister Heinrich Ahlroge, Gr. Kurfürsten-
straße 77; Schneidermeister Heinrich Lemming, Bürgerweg 95;
Buchdrucker Wilhelm Ulrich, Ehrentorweg 26a; Arbeiter
Gustav Grothaus, Burgstr. 12; Werkmeister Spilberer Janst, Al-
tenstr. 23; Schlosser Karl Giehlmann, Teutoburgerstr. 35;
Kaufmann Wilhelm Hinnenthal, Detmolderstr. 56; Metall-
schleifer Heinrich Gölle, Reiterstr. 111; Wertmeister Gustav Sud-
hölter, Herforderstr. 228; Arbeiter Karl Schmidt, Blumenstr. 20;
Metallschleifer Franz Jse, Reichstr. 141c; Kaufmann Johann
Labiniski, Weststr. 62; Postkassener Wilhelm Bröter, Siedemann-
straße 41.

Sterbefälle: Kettenschneiderlehrling Hermann Korte-
kamp, 18 J.; verw. Rentner Aue, Amalie geb. Gronewald,
59 J.; verw. Schlosser Böker, Ernestine geb. Gries, 71 J.;
Handlungsgehilfe Heinrich Wuthen, 25 J.; Ehefrau Alters-
rentenempfänger Gerstle, Wilhelmine geb. Galtrop, 74 J.;
Radritportier Hermann Ellert, 64 J.; Willi Bof, 8 Mon.;
Ehefrau Arbeiter Reumann, Maria geb. Zbain, 50 J.; Ehefrau
Eisenbahn-Gütervorsteher Gottesbüben, Dianne geb. Knäufel,
11 J.; Johannes Kriestens, 6 J.; Kaufmann Heinrich Rehtel,
66 J.; Käthe Stabliera, 3 J.; Dito Widagel, 10 Mon.; Karo-
line Seidmeyer, 75 J.; Erich Wüter, 11 Mon.

Aufgebote: Installateur Hermann Lohmann, Siegfried-
straße 59, und Charlotte Kölle, Kirchbornweg; Arbeiter Ernst
Busloff, Sabomast. 22, und Amalie Weg, dalebstr.; Schu-
mann Joseph Sommer, Mannheim, und Rosa Rizer, Ravens-
bergerstr. 63; Schmied Karl Boldt, Webersstr. 2, und Anna
Kestenus, Herrn-Deinstraße 19; Stellmacher Fritz Arndt, West-
straße 26, und Frida Vollmer, Gellerswag, Wäldesgüchener
Ernst Alieghofer, Friedrichstr. 23, und Wilhelmine Krüger,
Gr. Kurfürstenstr. 47; Kutcher Karl Linge, Wühlenstr. 19, und
Julie Kantele, Baldhof 13; Oberkellner Friedrich Kiese, Bahn-
hofstr. 32, und Hedwig Holtmann, Finkenstr. 16; Reisender Ro-
bert Breivohl, Siegen, und Gertrude Le-Douc, Budestr. 3;
Damaschewer Wilhelm Sievert, Herforderstr. 133, und Pauline
Fenske, Hafenort 4.

Gefälleklagen: Sattler Friedrich Mathias und
Anna Köhler, Photograph Friedrich Alter und Christine Bent-
ler, Maurer Andreas Fredmann und Katharina Fante, Arbeiter
Adolf Strunt und Auguste Heinemann, Nähmaschinen- und
Fahrradhandlung August Hilbert und Karoline Siebert.

